12. HEFT. 18. MAERZ. 1909

Das Finanzkompromiß.

Von

Dr. Müller-Meiningen, Mitglied des Reichstags.

Die Zustimmung der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft zu dem sog. Kompromißantrage hat eine lebhafte Zeitungsfehde hervorgerufen, in welcher es — was bei der großen Schwierigkeit der Materie nicht wundernehmen kann — nicht ohne Mißverständnisse und Irrtümer abging.

Wir haben stets erklärt, daß wir nach Ablehnung der Nachlaßsteuer, der Erbschaftssteuer-Ausdehnung sowie nach Zurückweisung der Reichsvermögenssteuer schon aus naheliegenden taktischen Gründen den Versuch eines Ersatzes durch Einführung einer sog. Reichs-Besitz-Zuschlagssteuer nicht a limine ablehnen können. Die schweren Bedenken gegen die komplizierte staatsrechtliche Struktur und eine Fortsetzung der unseligen Verquickung der einzelstaatlichen Finanzen mit denen des Reichs wurden von den Vertretern der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft in allen Stadien der Vorverhandlungen auf das allerenergischste geltend gemacht. Daß wir nicht einseitig unsere Meinung durchzusetzen vermochten, liegt an der Stärkeverteilung der Parteien und Tatsachen, die ich später kurz berühre.

Waren wir uns und sind wir uns noch heute der Mängel dieser provisorischen Regelung völlig bewußt, so muß auf der andern Seite einer Übertreibung und Verzerrung der Bestimmungen des „Kompromisses“ entgegengetreten werden.

Eines der zahlreichen Schlagworte gegen das Opus lautet: „Bindung und Vernichtung des Budgetrechts des Reichstags!“ Diese Phrase beruht ebenso wie die der „Verrammlung der Vermehrung oder Einführung von direkten

Steuern für das Reich" auf einer irrtümlichen Auffassung des § 2. Der § 1 des Entwurfes eines Gesetzes betr. Änderungen im Finanzwesen bleibt bestehen. Wir wollen aber die Matrikularbeiträge in unbeschränktem Umfange im Gegensatz zum Antrage Herold aufrechterhalten; den beweglichen Faktor, das beste Erziehungsmittel zur Sparsamkeit gegenüber den Bundesregierungen können wir heute so wenig entbehren wie bisher. Nicht die Einführung aller möglichen direkten Steuern für das Reich hindert der Entwurf, sondern nur die ungemessene Steigerung dieser „Reichszuschläge". Gerade diejenigen, die Zetermordio über die Vernichtung der einzelstaatlichen Finanzen schreien, müssen mit dieser Rückendeckung für die Einzelstaaten einverstanden sein. Von einer Bindung des Etatsrechts ist sohin sowenig eine Rede wie von der Vereitelung der Einführung weiterer direkter Reichssteuern. Vielleicht empfiehlt es sich, um größere Klarheit herbeizuführen, die Summe von 150 Millionen Mark unter Einrechnung der 50 Millionen Mark ungedeckter Matrikularbeiträge nach dem Finanzgesetzentwurfe in § 2 des Kompromisses einzustellen. Der Nachteil von zweierlei Matrikularbeiträgen bleibt freilich als mein Hauptbedenken auch dabei noch bestehen. Auch die verfassungsmäßige Bindung in § 2, Abs. 2 hat theoretisch schwere Bedenken, obwohl sie praktisch von geringerer Bedeutung ist; gegen Preußen wird erfahrungsgemäß kein so wichtiges Finanzgesetz durchgesetzt.

Leicht sind die Angriffe gegen die Feststellung des von den einzelnen Bundesstaaten zu entrichtenden Betrages durch den Bundesrat. Die wochenlangen Verhandlungen in der Subkommission haben aber jedem Teilnehmer die feste Überzeugung beigebracht, daß heute diese Umlegung überhaupt gar nicht anders zu bewerkstelligen ist. Hier steht freilich das Reichsschatzamt vor einer wahren Sisyphusarbeit: „Einheitliche Grundsätze" zu schaffen, wo der Mangel jeder Einheitlichkeit das Haupthindernis einer Reform von Reichs wegen ist, ist ungeheuer schwierig, ein Kunststück erster Güte! Da aber jeder Bundesstaat in edelstem Egoismus möglichst wenig zahlt, kontrollieren sich automatisch die einzelnen Bundesstaaten am allerbesten selbst. Die schweren Bedenken, die im „Schwäbischen Merkur" offenbar von offiziöser Seite zu lesen sind, sind aber zum Teil gerechtfertigt.

Eine reichsgesetzliche Lösung der Frage ist unmöglich, da es sich um eine ungeheuer schwierige finanztechnische Operation handelt. Ich glaube daher, daß die Einwände gegen diese Art der Aufstellung einer Reichsmatrikel nicht entscheidend sein können.

Große Schwierigkeit machte bei der Vielgestaltigkeit der einzelstaatlichen Steuergesetze auch der § 4 des Entwurfes, der die auf die einzelnen Bundesstaaten entfallenden Beträge auf die „allgemeinen Steuern auf Einkommen, Vermögen oder Erbschaften legt". In den Staaten, in welchen weder eine allgemeine Einkommensteuer noch eine allgemeine Vermögenssteuer besteht, sind als Vermögenssteuer auch Ertragssteuern vom Grund- und Gebäudebesitze sowie vom Kapitale anzusehen, sofern sie in Verbindung miteinander erhoben werden.

Auch über den Inhalt und die Bedeutung dieser Bestimmung bestehen große Irr-

tümer: Das beste wäre es sicherlich gewesen, diese „Reichsbesitzabgabe“ nur auf das Vermögen zu basieren, also nur Vermögenssteuerzuschläge zu wählen. Allein das ist unmöglich, da eine Reihe von Bundesstaaten (darunter Bayern, Württemberg, Elsaß-Lothringen) keine allgemeine Vermögenssteuer besitzen, sondern entweder nur allgemeine Einkommensteuern oder Ertragssteuern vom Kapital bzw. vom fundierten Besitze überhaupt: Die Hauptmängel dieses Entwurfes resultieren eben immer wieder aus der föderativen, künstlichen, um nicht zu sagen gekünstelten Struktur unsers Deutschen Reiches sowie aus der Vielgestaltigkeit seiner Steuergesetze. Hier hätte, was die Vermögensbesteuerung betrifft, die Einführung einer reichseigenen Reichsvermögenssteuer, zu der dann die Einzelstaaten Zuschläge zu Landeszwecken hätten erheben können, mit dem ganzen Gerümpel aufgeräumt: Da schrien aber die einzelstaatlichen Finanzminister und sämtliche Partikularisten im Reichstag: „Wehe, Untergang des föderativen Charakters des Reiches“! Übertreibung hüben wie drüben! Schuld an der unbefriedigenden Lösung der ganzen Frage die Bockbeinigkeit und der Egoismus zuerst der Agrarier, dann der Einzelstaaten!

Infolge der geschilderten Mängel der Steuersysteme mußte in diese „Besitzsteuer“ also auch die „allgemeine Steuer aus Einkommen“ hereingezogen werden: Der Gegensatz dazu ist die Ertragssteuer nach Satz 2, Abs. 1. Als „allgemeine Vermögenssteuer“ sind nicht anzusehen u. a. Dividenden-, Kupon-, Gesellschafts- und andere Partialvermögenssteuern. Auf solche darf sich diese „Reichsbesitzabgabe“ nicht stützen.

Eines der Hauptbedenken für die freisinnige Fraktionsgemeinschaft bildet nach wie vor der Absatz 2 des § 4, wonach nur Einkommen bis zu 3000 M. sowie solche Vermögen, die nach Abzug der Schulden den Betrag von 20 000 M. nicht erreichen, von der Steuer freizulassen sind. Soll der Charakter als reine Besitzsteuer nur einigermaßen durchgeführt werden, — die völlige Durchführung wird an den Mängeln der Vermögensbesteuerung in den Einzelstaaten scheitern — so muß der grundlegende Einkommensbetrag, um den kleinen Mittelstand freizulassen, bedeutend hinaufgesetzt werden. In Preußen sollte nur die Ergänzungssteuer der „Besitzsteuer“ zugrunde gelegt werden, mindestens müßte zwischen 3000 und 5000 M. nur das Einkommen aus fundiertem Besitze herangezogen werden. § 4 kann und darf übrigens die Heranziehung der Deszendenten und Ehegatten zu einzelstaatlicher Erbschaftsbesteuerung nicht verhindern.

Der Ingrimm der Einzelstaaten wird sich vor allem gegen den § 5 wenden:

„Soweit die Beiträge nicht durch neue Steuern der im § 4 bezeichneten Art erhoben werden, sind sie durch Zuschläge zu bestehenden Steuern dieser Art aufzubringen. Für Bundesstaaten, in denen Landesgesetze, die eine solche Regelung sicherstellen, nicht rechtzeitig erlassen werden, bestimmt der Bundesrat, daß und in welcher Weise Zuschläge zu den bestehenden Steuern der in § 4 bezeichneten Art erhoben werden müssen.“

Es steht sicher zu erwarten, daß diese Bestimmung nur auf dem Papiere stehen bleibt. Kein Bundesstaat wird es bis zu dieser Reichsexekution kommen lassen.

Auch die Vorwürfe gegen den Schlußparagraphen, daß das Gesetz mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft tritt, daß die Erhebung der Besitzsteuer aber erst spätestens am 1. April 1911 erfolgt, erscheinen nicht gerechtfertigt, da die technischen Schwierigkeiten vor allem für die Reichsmatrikel auf § 3 usw., wie oben angedeutet, geradezu ungeheure sind, daher ein früherer Beginn der Erhebung auf die größten technischen Schwierigkeiten stößt.

Ich würde primär selbstverständlich wünschen, daß der ganze Entwurf nicht in Vollzug gesetzt zu werden brauchte. Das wäre aber nur der Fall, wenn die abgelehnte Regierungsvorlage bezüglich der Nachlaßbesteuerung ihre Auferstehung feiern würde. Sicherlich, der Reichstag bietet heute der Welt kein schönes Bild! Die Schuld an dem jetzigen schmählichen Durcheinander trifft in erster Linie die Regierung! Man hat in einer denkbar ungeschickten Weise von seiten des Reichschatzamts von Anfang an operiert! Die Mitteilung der fertiggestellten Gesetzentwürfe ohne vorherige Fühlungnahme mit den Parteien sah einer Provokation verteufelt ähnlich! Dazu die schweren Fehler der Nationalliberalen, die sich auf die Reichsvermögenssteuer verbissen und ihre ganze Beredsamkeit gegen die Nachlaßversteuerung verschwendeten! Über die Kampfweise des Bundes der Landwirte und seiner Abhängigen sind die Akten geschlossen. Mißlingt die Reform, dann kann Fürst Bülow bei diesen Erbpächtern des Patriotismus sich dafür bedanken! Die Linksliberalen haben jede direkte Besitzbesteuerung unter Hintansetzung ihrer schweren Bedenken gegen Einzelheiten durch ihre Zustimmung zur Erbschaftsbesteuerung, Vermögensbesteuerung, zu den jetzigen Reichszuschlägen konsequent unterstützt. Der Grundgedanke, nicht bloß den Einzelstaaten die direkten Steuern zu überlassen, sondern entsprechend den stetig gesteigerten Aufgaben des Reichs auch seine direkten Einnahmequellen zu erhöhen, hat auf der ganzen Linie, auch in dem sog. Kompromisse gesiegt. Das ist die wesentlichste Errungenschaft für die Zukunft!

Ich habe gesagt, am liebsten möge dieses Provisorium ganz wieder verschwinden, wenn es sein taktisches Ziel, über das sich kein halbwegs vernünftiger Mensch im unklaren ist, erreicht hat! Allein die Sache steht heute komplizierter: Die Wehrsteuer, das Erbrecht des Staates usw. finden so wenige Sympathien, daß sie auch dann als verloren gelten, wenn der Gedanke der Ausdehnung der Erbschaftsbesteuerung doch noch zum Siege kommt. Ausgezeichnete eingeweihte Leute meinen, viel mehr als 50 Millionen Mark seien aus der Erbschaftssteuer kaum zu holen. Mindestens 100 Millionen Mark sollen nach den übereinstimmenden Erklärungen aller Parteien aus dem Besitze erhoben werden. Der Grundgedanke des Kompromisses liegt, wie dargetan, unzweifelhaft in der Richtung der Forderung der Liberalen. Arbeiten nicht diejenigen, die jetzt zügellos gegen die ganzen Grundgedanken des Entwurfes des sog. Kompromisses eifern, jenen in die Hand, die am liebsten alles durch indirekte Steuern decken oder Handel, Gewerbe und Industrie durch gehässige Einzelsteuern wie Dividenden-, Quittungs-, Umsatz- und ähnliche verkehrsfeindliche Maßnahmen einseitig bluten lassen möchten? Es geht mancherlei vor;

ein gewisser Teil der liberalen Presse fördert diese Pläne zurzeit in kurzsichtigster Weise, ohne eine Ahnung davon zu haben, wessen Geschäfte er betreibt. In weiten Kreisen hat man das Gefühl, daß die Zügel den leitenden Männern der Regierung fast völlig aus den Händen geglitten sind. Nur mit Liebenswürdigkeiten kann man solche Situationen wie die jetzige nicht bezwingen. Etwas vom „starken Mann" muß heute ein Reichskanzler besitzen, wenn nicht die ganze große Affaire verloren sein soll.

Das Problem des Reichtums.*)

Von

Andrew Carnegie.

III.

Die Summe der in großen Vermögen aufgehäuften Kapitalsmengen ist gering im Vergleich zu der Summe der zu mäßigen Vermögen angewachsenen. Die erste Gruppe zieht also die Aufmerksamkeit weit über Gebühr auf sich. In Zukunft werden, so wie die Dinge jetzt liegen, Riesenvermögen noch weniger zahlreich sein und sich noch schwerer aufhäufen lassen als früher. Die meisten großen Unternehmungen treten heute auf in der Form von Gesellschaftsvermögen. Ich kenne nur einen einzigen noch aktiven Geschäftsmann, der ein ausnahmsweise großes Vermögen besitzt; der Grund dazu wurde jedoch bereits vor einem halben Jahrhundert gelegt durch Erwerb von Waldungen, deren Wert so ungeheuer gestiegen ist.

„Gleiche Teilung", das ist der Ruf, der aus den Reihen der Sozialisten am lautesten ertönt. Nehmen wir einmal an, ein Philanthrop — das ist gewöhnlich ein Mensch mit mehr Geld als Verstand — wollte nach jenem Grundsatz handeln und sein Vermögen unter die Armen von London oder New York verteilen. Eines Morgens geht er zu ihnen hinaus und verkündet ihnen seinen Entschluß. Bald ist er von einer großen Menge umringt, und die Verteilung beginnt. Auf den Kopf jedes Mannes und jeder Frau kommen, sagen wir 100 Mark. Viele, viele Tausende hat er schon weggegeben, aber die Menge der ihn Umringenden wird immer größer. Am Abend geht er heim mit einer Erkenntnis reicher und voll Schauder über den Anblick, der sich ihm dargeboten. Sind das wirklich noch Menschen oder haben sie nur zufällig menschliche Gestalt? Sieht dann nicht jeder ein, daß die erste und notwendigste Arbeit der Sozialisten die Hebung der Menschheit auf ein Mindestmaß sein muß, das einen weisen und nüchternen Gebrauch der Wohltaten garantiert? Wir alle sind uns darüber einig, wenn erst diese notwendige Vorbedingung, diese

*) Siehe Heft 9 und 10. Jahrgg. 1909.

Hebung, erreicht sein wird, sich dann über die weiteren Schritte, Elend und Not aus der Welt zu schaffen, reden lassen wird. Gegenwärtig würde ein solch Verrückter, der das Geld unter die Leute wirft, seinen Mitmenschen an einem einzigen Tage mehr Unrecht zufügen, als er wahrscheinlich sein ganzes Leben wieder gut machen könnte. „Auf die Knie und flehe um Gnade", müßte man einem solchen Philanthropen zurufen. Nehmen wir einmal an, die 40 Pfund Sterling (800 M.) — soviel käme auf den Kopf der Bevölkerung von dem Nationalvermögen in England — würden jedem ausbezahlt, was wäre die Folge? Ein paar Tage Saturnalien, dann würden aus der gleichförmigen Menge wieder reich und arm sich scheiden, und die letzten Dinge würden ärger sein als die ersten. Der Boden ist noch nicht vorbereitet, um eine solche gleiche Verteilung vornehmen zu können. Die Disteln würden die ausgesäte gute Saat ersticken. Als das Zunächstliegendste haben wir die Pflicht, den Reichtumsüberschuß in einer solchen Form zu verteilen, als wir glauben, am besten die bestehenden Verhältnisse zu verbessern. Als eine rechte und billige Form der Verteilung erscheint eine kräftige progressive Nachlaßbesteuerung beim Tode des Besitzers und eine Steuerveranlagung nach der Leistungsfähigkeit. Dies ist die von Roosevelt inaugurierte Politik in Amerika; noch viel nötiger wäre sie in England.

Wenn man die Schriften der Sozialisten liest, scheint es, als ob der gesamte Reichtum in den Händen ganz weniger konzentriert sei. Man scheint die Tatsache ganz zu übersehen, daß die zusammengeschlossenen Massen der arbeitenden Klassen auch solche Großkapitalisten sind. Die Sparkassen des Staates New York allein verfügten im Jahre 1906 über 1 335 000 000 Dollars Spareinlagen von 2 637 235 Sparern — das macht 506 Dollars auf jeden Sparer. Diese Depositen stammen ausschließlich von Arbeitern, denn Kapitalisten und Geschäftsleute suchen ihr Geld zu einem höheren Zinsfuß anzulegen. Die Gesamtsumme, die in den Sparbanken der Vereinigten Staaten konzentriert ist, beläuft sich auf 3 482 000 000 Dollars, doch stellt diese Riesensumme noch nicht das Gesamtvermögen der amerikanischen Arbeiterbevölkerung dar, da es in Amerika, besonders in den Weststaaten, zahlreiche Gelegenheiten für vorteilhaftere Anlagen gibt, und das rapide Steigen der Bodenpreise die dortige Bevölkerung dazu verleitet, die Investierung ihres Vermögens in Grund und Boden vorzuziehen. Ich will noch ein paar Zahlen geben und zeigen, welche Summen in den Post- und anderen Sparkassen konzentriert sind: Im Jahre 1905 gab es in England 11 694 000 Sparer mit 997 000 000 Dollars Spareinlagen, in Dänemark 1 291 000 — die Hälfte der Bevölkerung — mit 205 723 000 Dollars, in Deutschland 16 613 000 mit 2 639 590 000 Dollars, in Frankreich 11 768 000 mit 890 000 000 Dollars; Durchschnittlich kommen auf jeden Sparer in England 85, in Dänemark 159, in Deutschland 159, in Frankreich 75 Dollars. Die Gesamtsumme aller Spareinlagen in den Ländern, die statistische Berichte veröffentlichen, beläuft sich auf 11 801 229 509 Dollars. Eine solch ungeheure Summe ist so angelegt, daß weder Rost oder Motten sie zerstören noch Diebe eindringen und sie stehlen können. Die einzige Gefahr, die für diese Summe besteht, ist nur das Verlangen der Sozialisten, aus diesem Privatbesitz Staatseigentum zu machen,

es den Sparern wegzunehmen und in die Staatskasse überzuführen. Die mit der Leitung und Verwaltung dieser Summen Betrauten stellen eine Großkapitalistengruppe dar, die mit den sozialistischen Ideen nichts mehr zu tun hat und die neue Klassenunterschiede aufstellt. Eine ernste Störung des Wirtschaftslebens dürfte zu befürchten sein, wenn sich die Sozialisten nicht mehr auf das Reden und Schreiben beschränken, sondern die Forderung, alles sei „Gemeineigentum" in die Tat umsetzen wollten. Glücklicherweise wird es so bald nicht dahin kommen. Die Medaille hat also auch noch eine Kehrseite, über welche die sozialistischen Schriftsteller oberflächlich hinweggleiten. Einer der schwersten Vorwürfe, die der heutigen Sozialdemokratie gemacht werden können, ist der, daß, während sie große Reden hält, sie als System bis jetzt zur Untätigkeit verurteilt ist und es für absehbare Zeiten auch bleiben wird, es müßte sich denn die menschliche Natur total ändern. Ernste Männer sollten aber nicht solch wesenlosen Schatten nachjagen und darüber die Hauptsache, die Besserung der gegenwärtigen Zustände, die sich ihnen zum Greifen aufdrängt, übersehen.

Es gibt drei Sorten von Menschen. Die einen sind in Armut geboren und haben das sorgenvolle Antlitz von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester sehen müssen, die am Nötigsten Mangel litten. Als eine heilige Pflicht steht vor ihren Augen, den Wolf von der Tür zu vertreiben und sich ein Vermögen zu erwerben. Junge Leute mit solch einer Jugend und einem solchen Vorsatz gehen in die Welt, entschlossen zu gewinnen, und sie müssen gewinnen. Das Geschäftsleben bietet ihnen heutzutage die besten Aussichten auf Erfolg und Sieg. Nicht daß der in Armut Geborene nicht auch nach Höherem streben dürfte, nach geistiger Bedeutung, nicht daß er nicht auch auf würdige Weise nach einem Ehrenkleide greifen dürfte, ich meine nur, erst wenn er für sich und seine Familie gesorgt hat, kann er andern von wirklichem Nutzen sein. Es muß das seine erste Aufgabe sein. „Wenn einer nicht sorgt für die Seinigen und sein Haus, dann ist er abtrünnig geworden und schlimmer noch als ein Ungläubiger." Nur sehr, sehr wenige Ausnahmenaturen, die Großes in der Welt geleistet haben, scheinen wenig an sich oder an die Ihrigen gedacht zu haben; überzeugt von der segensreichen Tätigkeit dieser, haben andere die Sorge für sie übernommen. Aber solche Naturen sind so selten, daß wohl für alle als Regel gilt: die erste und notwendigste Pflicht ist, für sich und die Seinigen zu sorgen. Nie sollte man die Wahrheit aus den Augen verlieren, daß Riesenvermögen für die Besitzer ebenso nutzlos sind, wie Ordenssterne ihren Inhabern, und dabei wirken jene lange nicht so ornamental. Die großen Reichtümer vermögen ihren Besitzern nicht mehr Lebensgüter zu gewähren, als ein bescheidenes Auskommen es vermag, wie das eines Arbeiters, der, gesund, nüchtern und tüchtig, sich etwas für die Tage des Alters zurücklegt.

Wir haben hervorragende Beispiele von Männern, die, Arbeiter, Zierden der Parlamente sind. John Burns ist Arbeiter gewesen und als Minister eine bemerkenswerte Erscheinung. Manche haben den höchsten Rang im Staate erreicht, und das ist nur eine vom Gesetz gewährleistete Möglichkeit, denn nicht wenige unserer großen Geister

sind ursprünglich gewöhnliche Arbeiter gewesen. Fast ohne Ausnahme haben unsere heutigen Millionäre ihre Millionen selbst erworben; ohne daß ich es erst ausdrücklich sage, haben sie sparsam gewirtschaftet, nicht getrunken oder gespielt. Ein Millionär wurde einmal gefragt, wie er zu dem ersten Tausend gekommen sei. „Das war sehr einfach," gab er zur Antwort, „ich habe es nicht ausgegeben!"

Die zweite Art von Menschen streben nach Ruhm, nicht dem des kaufmännischen Erfolges, sondern einem noch unnützeren. All ihr Sehnen hat Hotspur in folgenden Worten ausgedrückt:

„Mich dünkt, es wär ein leichtes,
Sich Ruhmesglanz zu holen von dem silbergleißenden Gestirn,
Mit einem Sprung zu tauchen auf den Meeresgrund,
Mit Ketten den versunknen Schatz heraufzuholen,
Und ohne Mitbewerber möcht' ich alle Würden tragen." —

So stolziert ein eitler Pfau über die Lebensbühne.

Die dritte Klasse scheint leise zu murmeln: „Ich will mitten unter die Menschen gehen, mein Rüstzeug ist ein reiner Wille. Zu Großem hat mich Gott berufen. Ob ich siege oder ruhmlos falle, mich kümmert's nicht, wenn nur Gottes Werk geschieht. Ich habe gelernt, den Heldentod zu preisen, die Stürme nicht zu fürchten, die jeden echten Ruhm umtosen." Zu dieser Klasse gehört jeder ehrliche, ernste, nüchterne Mensch, der mit den andern Schulter an Schulter arbeitet und den Platz ausfüllt, auf den er gestellt ist. Bei Mißerfolg im Leben gib nicht den Sternen schuld, nur dir selber! Diese Wahrheit stelle über alles andere.

Nur ein genügendes Auskommen ist notwendig und erstrebenswert, Reichtum an sich ist etwas Unwesentliches; wenn er kommt, betrachte ihn wie ein anvertrautes Gut, das du zum allgemeinen Wohle verwalten sollst. Wenn diese große Wahrheit besser gekannt wäre, der Gelddurst würde bald aufhören. Nie früher ist ein besonderer Stand so rücksichtslos und ausschließlich auf Reichtum ausgegangen wie heute unterschiedslos alle Berufsklassen. Die Menschen werden aber bald einsehen, daß er seinen Besitzern nicht das Glück bringt und ihren Kindern nicht den Nutzen, den sie erhofften. Der Weise wird vorerst seinen Unterhalt sicher stellen und dann sich gemeinnützigen Dingen widmen, für das Wohl der andern arbeiten, insbesondere das seiner engeren Heimat. Ich habe Gelegenheit gehabt, viele Städte zu sehen und ihre Bürgermeister und Bürgerschaftsvertreter zu sprechen. Einen tiefen Eindruck hat es immer auf mich gemacht, wenn ich sah, daß eine große Zahl von ihnen aus den niedrigsten Ständen hervorgegangen war. Sie sind glücklich in dem Bewußtsein, ein wertvolles und nützliches Leben zu führen, daß sie nicht nur für sich, sondern auch für ihre weniger vom Glück begünstigten Mitmenschen arbeiten. In ihren reiferen Jahren suchen sie ein Fleckchen Erde in einen besseren Zustand zu versetzen, als sie ihn übernommen haben, jenes Fleckchen, das für sie in den meisten Fällen das teuerste ist auf der ganzen Welt: wo einmal ihre Wiege

HANS VON MARÉES / SECHS NACKTE MÄNNER

gestanden. Erst ein auch für andere nützliches Leben, inneres Glück und Betriedigung, erst all das macht das Leben lebenswert und wirft einen Heiligenschein auf das Sterbebett. Millionäre hätten Grund, jene Stadtväter zu beneiden, und diese würden es sich lange überlegen, ehe sie mit jenen Multimillionären tauschten. Im Geld allein liegt nichts Erstrebenswertes, wenn es nicht als ein heiliges anvertrautes Gut zum Wohle der anderen betrachtet wird, im übrigen genügt ein mäßiges Vermögen, um ein ehrenvolles Alter zu krönen.

Bruder Jucundus.

Novelle

von

Anatole France.

Autorisierte Verdeutschung von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski.

Die Pariser liebten die Engländer nicht und ertrugen sie nur wider Willen. Als der Herzog von Bedford nach dem Begräbnis weiland König Karls VI. das Schwert des Königs von Frankreich vor sich hertragen ließ, murrte das Volk. Doch man muß nun einmal ertragen, was man nicht verhindern kann. Überdies, wenn man in der großen Stadt auch nicht engländisch gesinnt war, so war man doch gern burgundisch. Was war natürlicher für Bürger, insonderheit für Wechsler und Kaufleute, als den Herzog Philipp zu bewundern, einen stattlichen Fürsten und den reichsten Herrn der Christenheit. Was den kleinen König von Bourges betraf, so war er von trauriger Gestalt und arm, auch des Hochverrates in Monterau stark verdächtig, also daß er keinem gefiel. Man verachtete ihn, und seine Anhänger verbreiteten Schrecken und Graus. Seit zehn Jahren brandschatzten und plünderten sie das Land rings um die Stadt. Die Engländer und die Burgunder trieben es freilich nicht anders: Als Herzog Philipp im Monat August anno 1423 nach Paris kam, hatten seine Truppen die ganze Umgegend verwüstet. Doch das waren Freunde und Verbündete, und sie zogen nur durch. Die Armagnacs aber streiften immerfort durch das Land. Sie raubten alles, was sie fanden, steckten Scheunen und Kirchen in Brand, töteten Weiber und Kinder, schändeten Jungfrauen und Nonnen und knüpften die Männer an den Daumen auf. Im Jahre des Heils 1420 warfen sie sich wie losgekettete Teufel auf das Dorf Compiègne und verbrannten auf einmal Hafer, Kern, Schafe, Kühe, Ochsen, Kinder und Frauen. Ebenso und noch schlimmer trieben sie es in Croissy. Ein sehr großer Gelehrter von der Universität Paris sagte von ihnen, sie täten alles Böse, das sich tun oder denken ließe, und durch sie seien mehr Christen gemartert worden, als durch Maximian und Diokletian.

Bei der Kunde, daß die verfluchten Armagnacs in Compiègne einfielen und die

Kastellaneien der Umgegend besetzten, ergriff die Einwohner von Paris große Furcht. Sie glaubten, die Leute des Dauphins hätten gelobt, wenn sie die Stadt nähmen, alles zu töten, was sie fänden. Man sagte öffentlich, daß Herr Karl von Valois seinen Leuten die Stadt mitsamt ihren Bewohnern preisgegeben hätte, die Großen wie Kleinen, von allen Ständen, Männer wie Weiber, und daß er sich vorgenommen hätte, den Pflug über die Stätte von Paris gehen zu lassen. Die Mehrzahl der Einwohner glaubte das. Und darum hefteten sie das Andreaskreuz an ihre Kleider, zum Zeichen, daß sie zur Burgundischen Partei gehörten. Ihr Haß und ihre Furcht verdoppelten sich, da sie vernahmen, daß Bruder Richard und die Jungfrau Johanna das Heer Karls von Valois anführten. Sie kannten Johanna nur vom Ruhme der Siege, die sie bei Orleans, so hieß es, errungen. Doch meinten sie, daß sie die Engländer nur mit Hilfe des Teufels geschlagen hatte, durch Zauber und Hexenkünste. Die Lehrer an der Universität sagten: „Ein Wesen in Weibergestalt ist mit den Armagnacs. Gott weiß, was das ist.“ Den Bruder Richard aber kannten sie wohl, denn er war nach Paris gekommen, und sie hatten erst kürzlich seinen Predigten andächtig gelauscht. Er hatte sie beredet, das Glücksspiel zu lassen, um dessentwillen sie Essen, Trinken und Gottesdienst vergaßen. Nun, da sie hörten, daß Bruder Richard mit den Armagnacs ritt und ihnen durch seine geschickte Zunge gute Städte wie Troyes in der Champagne gewann, riefen sie auf ihn den Fluch Gottes und seiner Heiligen herab. Sie rissen sich in Jesu Namen die bleiernen Münzen von den Hüten, die der gute Bruder ihnen gegeben, und aus Haß gegen ihn kehrten sie zu den Würfeln, Kugeln, Damenbrettern und all den Spielen zurück, die sie auf seine Vorhaltungen hin verlassen.

Die Stadt war fest, denn zur Zeit, da König Johann in engelländischer Gefangenschaft war, hatten die Einwohner von Paris, da sie den Feind im Herzen des Reiches sahen, aus Furcht, ihre Stadt möchte belagert werden, dieselbe schleunigst zur Verteidigung eingerichtet und mit Gräben und Gegengräben versehen. Am linken Ufer waren Gräben am Fuße des alten Mauerringes gegraben. Am rechten Ufer stießen die Vorstädte, sehr groß und fest gebaut, fast an die Stadt. Die Gräben, die man anlegte, schlossen einen Teil von ihr; aber der Dauphin Karl, des Königs Johann Sohn, ließ längs dieser Gräben eine Mauer aufrichten. Jedoch war man nicht ohne Sorge, maßen das Domkapitel die Reliquien und den Domschatz vor dem Feinde in Sicherheit brachte.

Nun geschah es am 21. August, daß ein Franziskaner, namens Bruder Jucundus, die Stadt betrat. Er hatte die Wallfahrt nach Jerusalem gemacht und es hieß, er habe, wie Bruder Vincent Ferrier und Bruder Bernhardin von Siena, reichliche Offenbarungen über das nahe Ende der Welt empfangen. Er kündigte den Parisern an, er werde am folgenden Dienstag, dem Tag des Heiligen Bartholomäus, im Kloster der Unschuldigen die erste Predigt halten. Am Vorabend begaben sich über sechstausend Menschen ins Kloster, um die Nacht allda zu verbringen. Am Fuße des Gerüstes, auf dem er sprechen sollte, saßen die Weiber auf ihren Hacken, darunter auch Guillaumette Dyonis, welche blind geboren war.

Sie war die Tochter eines Handwerkers, den die Armagnacs im großen Wald von Boulogne erschlagen hatten. Ihre Mutter hatte ein burgundischer Krieger entführt und man wußte, was aus ihr geworden war. Guillaumette war zwischen fünfzehn und sechzehn Jahre alt. Sie lebte im Kloster der Unschuldigen vom Wollespinnen. Es gab in Paris keine bessere Spinnerin denn sie. Sie ging ohne jemandes Hilfe durch die ganze Stadt und kannte alle Dinge so gut wie die Sehenden. Da sie ein gutes und heiliges Leben führte und häufig fastete, so ward sie von Visionen begünstigt. Insonderheit empfing sie vom Apostel Johannes Offenbarungen über die Wirren des Königreichs Frankreich. Dieweil sie am Fuße des Gerüstes unter dem großen Totenkranz ihre Stunden abbetete, fragte sie eine Frau namens Simone la Bardine, die neben ihr am Boden hockte, ob der gute Bruder nicht bald käme.

Guillaumette Dyonis sah weder das grüne Schleppkleid noch die gehörnte burgundische Haube der Fragerin; trotzdem ward sie inne, daß Simone la Bardine kein ehrbares Leben führte. Sie empfand eine natürliche Abneigung gegen die Frauen der Liebe, insonderheit die, welche die Krieger ihre „Gesponse" oder Liebchen nannten; doch sie wußte durch Offenbarung, daß man großes Mitleid mit ihnen haben und sie mit Erbarmen behandeln muß. Darum antwortete sie Simone la Bardine mit Sanftmut:

„Der gute Vater wird bald kommen, wenn Gott es will. Und wir werden es nicht zu bedauern haben, daß wir auf ihn warteten, denn er ist kundig in Gebeten und seine Predigten wenden das Volk noch mehr zur Frömmigkeit, als die Bruder Richards, welcher im Frühjahr in diesem Kloster sprach. Er weiß mehr als alle Menschen auf Erden von den künftigen Zeiten, welche seltsame Wunder bringen werden. Ich glaube, wir werden von seiner Rede großen Segen haben."

„Gebe es Gott!" seufzte Simone la Bardine. „Aber seid Ihr nicht sehr betrübt, blind zu sein?"

„Nein. Ich warte, daß ich Gott sehen werde."

Simone la Bardine machte sich aus ihrer Haube ein Kissen und sprach:

„Alles ist nur Glück und Unglück. Ich wohne am Ende der Rue Saint-Antoine. Das ist der schönste Ort in der Stadt und der fröhlichste; denn die besten Gasthäuser liegen auf der Place Baudet und in der Nähe. Vor den Kriegszeiten gab es dort warmes Brot und frischen Hering und Wein von Auxerre in ganzen Tonnen. Mit den Engländern kam die Teurung in die Stadt. Es gibt kein Brot mehr im Backtrog noch Reisig im Kamin. Die Armagnacs und die Burgunder tranken abwechselnd allen Wein aus, und im Keller blieb nichts als ein schlechter Most von Äpfeln und Pflaumen. Die Ritter, die für die Turniere gewappnet waren, die Pilger im Muschelkleid, den Pilgerstab in der Hand, Krämer mit ihren Mauleseln und Laden voller Messer oder kleiner Kirchenbücher kommen nicht mehr nach der Rue Saint-Antoine, um ein Lager zu suchen und gut zu schmausen. Aber die Wölfe kommen aus den Wäldern und dringen des Abends in die Vorstädte, um die kleinen Kinder zu fressen."

„Vertraut auf Gott!“ antwortete Guillaumette Dyonis.

„Amen!“ erwiderte Simon la Bardine. „Doch das Schlimmste erzählte ich Euch noch nicht. Am Donnerstag vor Johannis, um drei Uhr nachmittags, kamen zwei Engländer und pochten an meine Tür. Nicht wissend, ob sie etwa kämen, um mich zu berauben oder zum Spaß meine Truhen und Tröge zu zerschlagen oder eine andere Bosheit zu verüben, rief ich ihnen von meinem Fenster zu, ihres Weges zu gehen. Ich kennte sie nicht und würde ihnen nicht öffnen. Da pochten sie stärker und drohten, sie würden die Tür einbrechen und mir Nase und Ohren abschneiden. Damit ihr Lärm aufhörte, goß ich ihnen einen Topf Wassers auf den Kopf; der Topf entglitt meinen Händen und zerbarst im Nacken des Einen so unglücklich, daß der Mann tot hinfiel. Sein Gefährte rief die Stadtknechte herbei. Ich ward ins Châtelet geführt und in einen sehr harten Kerker geworfen, aus dem ich mich nur durch eine starke Summe Geldes erlöste. Ich fand mein Haus vom Keller bis zum Dach ausgeplündert. Seitdem ging es mir Tag für Tag schlechter. Ich besitze nichts mehr auf der Welt als den Putz, den ich an mir trage. Und aus Verzweiflung kam ich, den guten Bruder zu hören, der, wie man sagt, voller Trost ist.“

„Gott, der Euch liebt“, sprach Guillaumette Dyonis, „hat Euch in alledem geleitet.“

Tiefes Schweigen entstand in der Menge: Bruder Jucundus war auf dem Gerüste erschienen. Seine Augen sprühten Blitze. Als er den Mund auftat, dröhnte seine Stimme wie Donner.

„Ich kehre von Jerusalem zurück“, sprach er; „und zum Beweise dessen sehet Ihr in diesem Bettelsack Rosen von Jericho, einen Zweig von dem Ölbaum, unter dem unser Heiland blutigen Schweiß schwitzte, und eine Handvoll Erde von Golgatha.“

Er berichtete lang und breit von seiner Wallfahrt. Dann fuhr er fort:

„In Syrien begegnete ich Juden, die in Scharen reisten. Ich fragte sie, wohin sie gingen, und sie antworteten mir: „Wir gehen in Scharen nach Babylon, denn wahrlich, der Messias ist auf Erden geboren; er wird uns unser Erbe zurückerstatten und uns wieder einsetzen ins Land der Verheißung.“ Also sprachen die syrischen Juden. Nun aber lehrt uns die Schrift, daß der, welchen sie den Messias nennen, in Wahrheit der Antichrist ist, von welchem gesagt ist, er werde in Babel, der Hauptstadt des Perserreiches, geboren werden, in Bethsaida aufwachsen und sich in seiner Jugend in Coronaïm niederlassen. Darum hat unser Herr gesagt: Weh! Weh dir, Bethsaida! Weh! Coronaïm!

„Das kommende Jahr,“ fuhr Bruder Jucundus fort, „wird die größten Wunder bringen, die je geschehen sind. Die Zeiten sind nahe. Er ist geboren, der Mann der Sünde, der Sohn der Verderbnis, der Böse, das Tier, das den Abgrund ausspeit, das Gräuel der Verzweiflung. Er kommt aus dem Stamme Dan, von welchem geschrieben steht: „Dan soll werden gleich der Natter am Wege und der Schlange am Pfade!“

„Brüder, bald werdet Ihr auf Erden zurückkehren sehen die Propheten Elias und Enoch, Moses, Jeremias und den Heiligen Johannes, den Evangelisten. Und siehe, es

erhebt sich der Tag des Zornes, der die Welt in Asche verwandeln wird, nach dem Zeugnis Davids und der Sibylle. Darum müßt Ihr Buße tun, bereuen und von den falschen Gütern lassen."

Bei den Worten des guten Bruders drangen tiefe Seufzer aus den bewegten Brüsten. Und mehrere, Männer wie Frauen, fielen fast um, als der Prediger ausrief:

„Ich lese in Euren Seelen, daß Ihr Alraunen bei Euch bewahrt, die Euch in die Hölle bringen werden."

In der Tat zahlten viele Pariser den alten Weibern, die zu viel wissen wollen, schweres Geld für Alraune und verwahrten sie mit Fleiß in einer Truhe. Diese Zauberwurzeln haben das Aussehen eines sehr häßlichen Zwerges von seltsamer, teuflischer Mißgestalt. Man kleidet sie köstlich in feines Linnen und Seide, und diese Puppen schaffen den Reichtum, die Quelle alles Übels dieser Welt.

Und Bruder Jucundus wetterte gegen den Putz der Damen.

„Tut ab," sprach er, „Eure Hörner und Schleppen. Schämt Ihr Euch nicht, Euch dergestalt als Teuflinnen auszustaffieren. Zündet Scheiterhaufen in den Straßen an und verbrennet darin Euren verruchten Kopfputz, Eure Wülste, Schleier, Drähte und Fischbein, mit denen Ihr Eure Hauben vorn aufrichtet."

Endlich flehte er sie mit so viel Eifer und Mitleid an, ihre Seelen nicht zu verlieren, vielmehr sich Gottes Gnade anzuvertrauen, daß alle, die ihn hörten, heiße Tränen weinten Und Simone la Bardine weinte reichlicher denn jeder andere. (Fortsetzung folgt.)

Hans von Marées.

Von

Max Osborn.

Ein grandioses Fragment, das war dies Leben und dies Werk. Ein Suchen, Grübeln, Kämpfen, Ringen ohn' Unterlaß, und niemals ein lachender Sieg. Ein ewiges Anstürmen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn;" und doch kein einziger voller, froher Triumph. Aus flachen Niederungen ein mühsames Aufwärtsklimmen durch dorniges Gestrüpp; ein Ächzen, ein Stöhnen; ein Murren, ein Fluchen; die Füße versagen den Dienst, dicke Schweißperlen stehen auf der Stirn; da: eine Lichtung durch den Hochwald und ein Ausblick weit ins sonnenbeschienene Land hinein. Der Gipfel —? Du lieber Gott, der ragt noch himmelhoch! Weiter denn, die Zähne zusammengebissen, über Felsen und Geröll, über Schluchten und Gletscherspalten, über steile Hänge und Grate und Schrunden. Schon winkt der Lohn. Aber eine Lawine saust herunter und reißt den Bergsteiger mit sich in die Tiefe.

Als ein Fünfzigjähriger ward er also gefällt. Es packte ihn zwischen blühenden

Hoffnungen und Plänen, und ihm bleibt in alle Zukunft der Zauber derer, die vorzeitig abberufen wurden. Im Innersten erschüttert, sehen wir nun die der schimmernden Früchte, die aus seinem Acker aufsprossen, ohne je ganz zu reifen. Wir schreiten durch ihre Massen, staunen über ihre seltenen Märchenformen, berauschen uns an der Glut ihrer Farben, und plötzlich steigt in uns, alles bezwingend, der Zweifel an der Gottähnlichkeit unserer Maßstäbe auf, und das beschämende Gefühl von der Relativität der Begriffe vom „Fertigen" in der Kunst. Was ist denn „vollendet"? Was ist denn letzten Endes nicht Fragment? Die überzeugende Kraft dieser strebenden und irrenden Künstlerseele ist so unwiderstehlich, daß wir alle aus Erfahrung gesammelten und doch im tieferen Sinne ungültigen Forderungen über Bord werfen. „In magnis et voluisse sat est," sagte Heinrich Wölfflin, als er die erste Berliner Maréesausstellung mit klugen und feinen Worten weihte. Wir wissen: es ist falsch; aber wir dürfen es dennoch in diesem Falle einmal glauben. Wenn jemals, war hier das Unzulängliche Ereignis.

Hans von Marées war schon vier Jahre tot, als auf Konrad Fiedlers Betreiben 1891 sein Nachlaß auf der Münchener Ausstellung präsentiert wurde. Ein Staunen ging durch die deutsche Kunstwelt. Man fühlte: es war ein Riese gewesen, den der Blitz gefällt hatte. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, ihm ganz gerecht zu werden; die Bilder wanderten in die Schleißheimer Galerie und führten ein Leben in der Stille. Muthers dritter Kunstgeschichtsband (1894) machte sich dann die Entdeckung zunutze; durch ihn zuerst vernahm ein weiterer Kreis den ungewohnten Namen. Abermals eine Pause. Nun zog Tschudi in die Nationalgalerie ein, und von 1899 bis 1905 kamen zwölf Bilder Marées' in das preußische Staatsmuseum. Die Jahrhundertausstellung erweiterte das Dutzend zu einer umfassenderen Kollektion; ein Königssitz zwischen Feuerbach und Böcklin ward für den in Berlin noch immer wenig Bekannten frei gemacht. Und Meier-Graefe übernahm Fiedlers Erbe. Der Plan zu seinem großen Maréeswerke entstand, das nun nächstens (bei Pieper in München) erscheinen wird, und die Vorbereitungen zu dieser umfassenden Publikation förderten die Riesenmasse von Gemälden und Zeichnungen zutage, die jetzt vor uns steht.

Nichts spiegelt das innerste Wesen der deutschen Kunst besser wider als das Erscheinen des großen Dreigestirns Feuerbach-Böcklin-Marées zur gleichen Zeit mit der impressionistischen Bewegung Frankreichs. Die Pariser Malerschule führt mit eiserner Konsequenz die Bestrebungen der vorausgegangenen Generationen zur Eroberung von Welt und Leben, zur Ergründung von Licht-, Luft- und Farbenproblemen der Wirklichkeit organisch weiter. Die Deutschen stellen als Gegenparole auf: Sehnsucht nach Fernen, heiligen, erträumten Schönheitswelten. Dort spielt sich alles im Zentrum des nationalen Getriebes ab; der Extrakt der Zeitstimmung, der sich durch das Zusammenströmen aller geistigen Kräfte des Volkes auf einen Punkt bildet, nimmt in der bildenden Kunst sichtbare Gestalt an. Hier wird der Schauplatz von der Heimat nach Italien verlegt, zu einer andern Rasse, in ein fremdes Klima, als sollte schon dadurch ausgedrückt werden, daß man von Gegenwart und Umgebung nichts erwartet. Feuerbach beginnt als Düsseldorfer Historien-

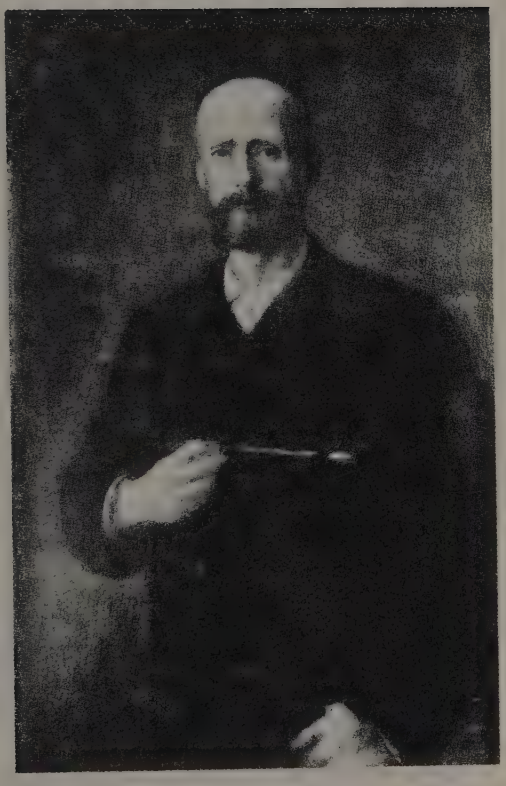
maler; Böcklin als Landschafter Schirmerscher Schule; Marées als Pferde- und Soldatenschilderer des Berliner Steffeck-Ateliers. Für alle drei wird erst der Aufenthalt im Schatten der Antike und der Renaissance die Erlösung. Und wenn die Franzosen in ganzen Trupps vorwärtsmarschieren, so steht die deutsche Trias in stolzer Einsamkeit, ragende Felsen in weit sich dehnender Ebene. Sie müssen in allem von vorn anfangen; statt weiterbauen heißt es für sie zunächst Fundamente legen. Da soll der Teufel in der kurzen Spanne Zeit von der Amme zum Totengräber „fertig" werden. Als Marées über die Alpen kam, hat er fast alles zu verlernen, womit er bisher gewirtschaftet. Die ganze Routine, die er sich glücklich angeeignet, muß über Bord. Dafür bringt er zwei andere Elemente mit, die er schon in Deutschland adaptiert hat: einen vom älteren Frankreich angeregten Farbengeschmack, der aus der Gegend von Fontainebleau stammt, und die Helldunkelmystik Rembrandts. Das „Bad der Diana" von 1863, aus der Münchener Zwischenepoche, mag für jenen, die Porträts für diese sprechen. Doch die Beispiele zeigen zugleich, wie wenig bei Marées Einflüsse zu Ketten werden. Er ist ein Muster dafür, wie man lernen kann, ohne sich zu verkaufen. In Italien wird das nicht anders. Er schlürft ein, was sich ihm bietet, die Ruhe und Majestät einer vom Zweck genesenen Existenz in Schönheit, wie sie die Antike präsentiert, die flächenbeherrschende Stilsicherheit des Quattro- und Cinquecento, die koloristische Pracht der Venezianer. Das vermischt sich mit der Dosis Franzosentum und den mächtigen Rembrandtimpulsen zu einer völlig individuellen neuen Einheit. Alles spürt man heraus; aber es wäre unmöglich, an irgendeiner Stelle bestimmte Vorbilder namhaft zu machen. Höchstens daß die fast zur Reliefmalerei anschwellende pastose Farbenschichtung der Köpfe und Körper gelegentlich unmittelbar an den großen Holländer erinnert. Und nun beginnt er seinen steilen Höhenweg.

Im Beginn der siebziger Jahre entstanden die Fresken in der Zoologischen Station zu Neapel, deren Entwürfe die jetzige Ausstellung zum erstenmal zusammenträgt. Es war eine Riesenarbeit, noch dazu in einer schwierigen und ungeahnten Technik, die Marées in wenigen Monaten bewältigte; er muß in einer Ekstase der Leidenschaft gewesen sein. Einen Raum der Erholung in einem Hause der Arbeit galt es zu schmücken. Marées machte daraus einen Hymnus auf die Festlichkeit und den Glanz des südlichen Lebens. Es muß für die Gelehrten, die dort den Tag über wissenschaftlichen Studien obgelegen haben, ein immer neuer Genuß sein, am Abend diesen Saal zu betreten, dessen Loggia zum Meer hinaus liegt, und in dem sie nun die freie Heiterkeit der köstlichen Wandbilder grüßt, die in wogenden Rhythmen Gestalten und Gruppen des Tages in Symbole des Lebens umdeutet. Aber vielleicht war es gerade die Wahl solcher Motive, die Marées die Arbeit unmittelbar nach ihrer Vollendung verleidete. Man weiß, daß er nie davon sprach, keinen Freund dorthin führte. Seine Sehnsucht strebte weiter. Strebte schon zu jenen großen Tafeln, auf denen er nun die Träume seiner Phantasie zu bannen suchte. Und eine zeitlose Welt taucht auf. Nackte Menschen von reifer, strahlender Körperblüte, deren schimmernde Heiligkeit sich gegen die mystischen Akkorde dunkler Landschaftsgründe abhebt. Eine Reduktion unseres Daseins auf die einfachsten, urtüm-

lichsten Linien der menschlichen Erscheinungswelt. Idyllen von hellenischer Unbefangenheit, und doch durchströmt von einem undefinierbaren Hauch modernen Empfindens; erfüllt von der reinen Würde heroischer Zeitalter, und doch Ausdruck unseres eigensten Innenlebens und seiner letzten Wünsche; Befreiungen aus der Enge des Alltags, aber unlöslich verkettet mit einem Zuge, der vom Sentimentalen zum Tragischen hinüberleitet. Götter und Heilige, Paradiesesmenschen und edle Tiere bevölkern dies Nirgendland, in dem alles, was wir tun, sehen, erleben und sinnen, sich ins Großartige, Feierliche steigert.

Der Eindruck dieser Bilder wird verdoppelt durch die Zeichen des blutigen Kampfes zwischen Kopf, Auge und Hand, die sie weithin erkennbar an sich tragen. Es ist unsagbar, wie Marées sich mit der Materie der Ölfarben gequält haben muß. Er hat sie nie ganz überwunden, aber er hat ihnen Schritt für Schritt Stücke Bodens abgerungen. So schuf er vor allem die lange Kette der prachtvollen Bildnisse. So entstanden zuletzt die hinreißenden, erschütternden Fragmente der Flügelbilder, deren Teile nach langer Trennung jetzt in Berlin zum ersten Male zusammengefügt wurden. Kürzlich fand in dem großen Saale des Sezessionshauses, wo sie mit liebevollem Verständnis in die Wände eingelassen sind, die Maréesfeier statt, in der sich Kunst-Berlin zu einer Andachts- und Erinnerungsstunde einfand. Beim elektrischen Licht kam das Unzulängliche, Ergrübelte, Gequälte der Malerei noch deutlicher heraus als am Tage. Die Farben versanken fast ganz in trüb-schwärzliche Dunkelheiten. Aber dann begann das Klinglerquartett sein wunderbares Spiel. Und als die Klänge von Schuberts D-Moll-Quartett durch den Saal schwebten, gewannen die finstern Tafeln Leben. Es quoll aus ihren Tiefen wie ferne Visionen von Glück und Schönheit. Die Körper brannten hervor, die blaugrüne Baumwirrnis, von der sie sich abhoben, rauschte auf. Der Blick tauchte in Schmerz und Jubel, in eine glühende, gärende Flut schwerer Akkorde. Deutsche Sehnsucht entführte uns, deutsche Sehnsucht . . . . Die unausrottbare Romantik in unserer Seele, die mit dem Stoff nicht fertig wird.

Wir befinden uns heute in einer Epoche der Überschätzung des Fragmentarischen. Ganz ohne Zweifel. Die rechte Epigonenstimmung des ewigen Wollens, Wünschens und des Mangels an Können. Es ist die dringliche Gefahr vorhanden, daß auch Hans von Marées' Lebenswerk durch diese Überspannungen unseres Denkens und Dichtens in eine Beurteilung hineingerät, die nur wieder einen Rückschlag hervorrufen müßte. Über ihn werden heute Worte gemacht, die er bei all seiner Größe nicht erträgt. Denn diese Größe besteht nun einmal nicht im Vollenden, sondern im Ringen. Hier ruht sein Wert für den Genießenden und für den Künstler von heute, der sich Marées naht und von ihm unschätzbare Lehren empfangen kann. Er war ein hoheitsvoller Führer und Bannerträger, aber einer wie Moses, der das gelobte Land nur schauen, nicht betreten durfte. Die Ehrfurcht vor ihm verlangt, daß man den Begriff seiner Mission nicht verwirrt.



HANS VON MARÉES / SELBSTBILDNIS

Schneelandschaft.

Von

Emil Faktor.

Ist Fluch, ist Gnade dieser tiefe Schnee?
In seinem Schimmer ging die Erde unter.
Vertauscht, verbrüdert Wiesenland und See,
Regloser Wald, was starrst du blaß hinunter!

Gespensterhaftes, grenzenloses Weiß,
Dein kaltes Leuchten, ist's verborgnes Sinnen?
Erloschen Bilder, einen Flammenkreis
Aus Unsichtbarem neuer zu gewinnen?

Du tiefe Stille, schöpferische Ruh — —
Das Feindliche, das Fremde ist verschollen,
Das Unerlöste schwankte auf dich zu
Und weckt in dir ein unermeßlich Wollen.

Und selig wandernd zwischen Schein und Sein
Erkennst du alles, dran dein Herz gehangen,
Die Welt ersteht aus dir, aus dir allein,
Und Chaos wird, was je durch dich gegangen.

Voll Liebeswärme glüht das weiße Land,
Und all dein Denken macht es sich zu eigen;
Ganz heimlich zieht dich eine Geisterhand
Noch tiefer, tiefer in das große Schweigen.

Die Einsamkeit.

Geschichte eines Primitiven.

Von

Max Brod.

(Schluß.)

Man saß beim Militärkonzert in Kuchelbad. Obwohl Pechgold ihm einen Spaziergang zu zweien vorgeschlagen hatte, zog Lauch es vor, mit bei der großen Gesellschaft zu sein, die allsonntäglich der Familie Pechgold zu Ausflügen sich anschloß.

Nun kamen die Beamten zu ihm, einer nach dem andern, mit derselben Frage: „Na also, haben Sie sich in Pilsen schon eingewöhnt?“

„Danke, es macht sich“, entgegnete Lauch.

Dann entfernte sich jeder auf seinen Sitz.

Man redete über das letzte Fußballwettspiel, einer enthusiasmierte sich für die Backs der „Mittweidaer“, ein anderer fand sie „zu egoistisch“. Frau Pechgold erzählte ihre Eindrücke im „Abessynierdorf“. Man kam auf die Jubiläumsausstellung zu sprechen, man malte sich zu allgemeinem Ergötzen die Situation aus, wenn der zweihundertfünfzigtausendste Besucher zufällig ein deutscher Couleurstudent gewesen wäre. „Oder ein besseres Mädchen“, flüsterte Pechgold Lauch ins Ohr ... Lauch verstand von all dem wenig, ihm fehlten die ununterbrochenen Ketten der Ereignisse, die jede dieser Episoden Prager Lebens zur Voraussetzung hatte, und eine undeutliche Traurigkeit erfüllte ihn, als er bemerkte, wie alles so ohne ihn weiterging ... Nun gut, jetzt war er aber wieder zu Hause. Beruhigt sah er sich im Garten um, musterte die Kastanienbäume, die steinernen Vasen auf der Mauer, in denen sich Spatzen umhertrieben, wie voriges Jahr, und es schien ihm plötzlich undenkbar, daß er jemals wieder aus dieser festgefügten realen Umgebung gerissen werden könnte. Im Kreise der Kollegen fühlte er sich geborgen; obwohl er mit den meisten früher kaum je ein Wort gewechselt hatte, erweckte diese lustige Menschenansammlung eine leise Stimmung von Macht, Wärme, Einheit, Zusammenhalt in ihm. Er hörte ihnen gern zu und fühlte sich beteiligt. Wenn ihn jemand ansprach, empfand er dies allerdings als anstrengend und störend. Aber das waren ja nur kleine Minuten, und wie behaglich blieb doch im ganzen immer der Anblick der Tafelrunde. Es waren Freunde, lauter Brüder. Nun konnte ihm nichts mehr geschehen. Und gar als jetzt die Militärmusik aus goldenen Instrumenten losschmetterte, und mit dem Gepolter der großen Trommel: da hatte Lauch die lebhafte Vision, als baue sich aus diesen Akkorden etwas wie ein durchsichtiger glänzender Palast von dickem, steinhartem Kristall um ihn, in den kein Verfolger eindringen konnte. Aufatmend, zum erstenmal frei aufatmend seit langer Zeit, setzte er sich tiefer an die Lehne zurück, klammerte seine Beine um die Sesselbeine, und zu den starken

Klängen durchdrang ihn vom Boden aus kräftigender Heimatssinn in wohligen Schauern. Seine Blicke wanderten über die Wiesen in der Ferne, über Wälder und den Fluß, aus dessen Innern irgendwo das Gurren anlegender Dampfer zu ertönen schien ...

„Prosit Pilsen!" rief ihm jemand über den Tisch, vom Rand eines Bierglases her.

Lauch schrak zusammen und, als ein Zug vorbeidonnerte, dachte er entsetzt, daß ihn übermorgen auf dieser Strecke, gerade hier vorbei, ein Zug entführen würde ...

Aus seinem Brüten riß ihn Pechgold, indem er enger an seine Seite rückte: „Nun, wie haben Sie sich in Pilsen eingewöhnt?"

„Schlecht, Herr Kollega, sehr schlecht, sehr mäßig."

„Haben Sie schon nette Gesellschaft gefunden ... Ah, Pardon, Sie brauchen ja keine ."

„Das ist es ja eben," unterbrach ihn Lauch. Er war plötzlich in größter Erregung, krampfhaft schluckte seine Kehle, als wolle sie sein tiefstes Geheimnis heraufpumpen. Mitten unter diesen sorglosen Leuten, die mit ihrem Geplapper die Musik zu überschreien suchten, zwischen eilenden Kellnern und Bretzelverkäufern war es ihm, als könnte das Rätsel seines Lebens ihm sich offenbaren, gerade jetzt mit einem Blitz klar werden. In angespannter Energie suchte er nach Worten: „Das ist es ja eben. Eigentlich bin ich ein sehr geselliger Mensch. Ich brauche Gesellschaft. Ich bin gern allein, aber unter Menschen, unter guten Bekannten. Wenn ich mit jemandem rede, dann geniert mich das und ich denke mir, wie schön wäre es jetzt, einsam zu sein. Aber das ist nur so ein Schwindel. Auf die Dauer halte ich dann das Einsamsein nicht aus. In Prag, wenn ich noch so allein ging, sehen Sie, war ich eigentlich immer unter lauter Bekannten, da gab es Millionen Beziehungen und Verkehr und Wiedersehn und Grüße. Und auch hier in Kuchelbad, auf dem Urlaub, das war doch kein Alleinsein, wenn jede Weile der Dampfer und die Eisenbahn fährt und die Ausflügler kommen, und vom Ufer aus sieht man den Wyschehrad, die roten Mauern. Ich kann das nicht so ausdrücken, das sind schwere Dinge. Man kann ja nicht in sich hineinsehen. Aber in Pilsen, wissen Sie, das war schrecklich ..."

Pechgold verstand ihn nicht: „Also kurz und gut, Sie fühlen sich in Pilsen nicht heimisch."

Lauch besann sich, wurde ängstlich: „Vielleicht ist auch der wahre Grund nur, weil ich ebenerdig wohne. Ich wohne wie auf der Gasse. Jeder schaut mir zu, wenn ich mich früh anziehe ..."

„Aber hier in Kuchelbad haben Sie doch auch ebenerdig gewohnt."

„Ich weiß selbst nicht, was das ist," Lauch geriet in nervöses Schreien. „Ich weiß nicht. Aber ich kann nun einmal ebenerdig nicht wohnen."

Pechgold legte ihm besorgt die Hand auf die Schulter: „Sie sollten einen Doktor konsultieren. Vielleicht leben Sie zu ausschreitend? ..."

Man brach auf, um die Bahn zu erreichen.

„Erinnern Sie sich noch," fragte Lauch leise, „wie wir voriges Jahr hier den Zug verplauscht haben. Das waren schöne Zeiten."

„Ja, es war ein schöner Abend, ich hab noch oft daran gedacht."

Mit einem Male, während sie auf der Holzbrücke die Geleise des Bahnhofes überschritten, kam es Lauch vor, als behandle ihn Pechgold mit einer überschwenglichen Zartheit, mit Schonung wie einen Kranken, wie eine zerbrechliche Konstitution. Tiefes Mitleid mit sich selbst beschlich ihn; wie elend mußte es ihm gehen, daß sich die andern schon seiner annehmen. Pechgold hängte sich in ihn ein. So viel Güte rührte Lauch zu Tränen, eng schmiegte er sich an seinen Begleiter und, die ganze Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes empfindend, flüsterte er: „Wir sollten einander Du sagen, ja?"

Der heranrauschende Zug machte seine Stimme unhörbar...

* * *

Am nächsten Morgen sprach er in der Direktion vor.

Der Direktor unterschrieb gerade Wechsel, ein Diener hielt das Bündel in der Hand, aus dem er ein Papier nach dem andern auf den Schreibtisch reichte. Dann zog er flink die Unterschrift weg, trocknete sie ab und nahm sie zu sich. Alle Papiere sahen einander ähnlich und waren doch ungleich, mit ihrer verwirrenden Fülle verschiedener Schriften und Stampiglien...

Lauch, die linke Hand zuckend geöffnet am Rücken, blieb etwas hinter dem Direktor stehen und begann seine Bitte dessen Schulter vorzutragen: man möge ihn nach Prag zurückversetzen, er habe so entsetzliche Qualen zu erleiden...

Plötzlich pausierte der Direktor in seiner Arbeit und schaute sich um: „Ah, Herr Lauch, was bringen Sie Schönes? Wie geht's? Nehmen Sie doch Platz..."

Lauch versank beinah in dem weichen Fauteuil, das der Seite des Schreibtisches angrenzte. Von unten nun sah er wie zu einer mächtigen, furchtbaren Gottheit zu dem Direktor auf, der wieder zu schreiben begann, und vor Bestürzung vergaß er zu reden.

„Nun, wollten Sie etwas berichten? Was hat Sie hergeführt?" Der Direktor pausierte wieder und sah ihn lächelnd an.

Lauch brachte alles noch einmal vor; aber da er so viel Gefühl in die erste Darstellung gelegt hatte, kam jetzt nur eine blasse Kopie heraus. Als ob er die Geschichte eines andern nacherzählte...

Der Direktor, elastisch, erhob sich, tänzelte durchs Zimmer, aus noch imponierenderer Höhe verkündete er dem kauernden Unterbeamten, jedoch mit freundlicher Miene: „Nach Prag... Nein, aber mein lieber Lauch, was fällt Ihnen denn ein. Unsere junge Filiale braucht erprobte Kräfte. Sie sind dort unentbehrlich. Und, was das Wichtigste ist, Sie haben dort eine Zukunft... Beziehungen? Was für Beziehungen haben Sie in Prag? Aber ich bitte Sie, das ist doch lächerlich. Ein alleinstehender Mann in ihren Jahren. Haben Sie Familie? Na also. Überdies höre ich ja immer, daß Sie seit jeher so ein bißchen philosophisch leben, haha, als Einsiedlerkrebs..."

In dem Moment schellte das Telephon.

Der Direktor hob die schwarze Muschel ans Ohr, vorgebeugt: „Hier Prager Bank . . . Hallo . . . heute um sechs Uhr . . . Bitte sehr, mit Vergnügen, nichts zu danken . . .“ und drehte die blanke Kurbel, die ein sanftes Läuten aussprühte.

Dann wandte er sich wieder an Lauch mit zerstreutem Blick: „Also, was ich sagen wollte . . . ja ein Philosoph, hahaha, Timon von Athen . . . Aber das ist Nonsens, man gewöhnt sich an alles. Sie werden noch selbst froh sein, Sie werden mir danken. Denken Sie daran, was ich Ihnen heute sage . . . Im nächsten Jahr? Nein, das kann ich Ihnen nicht versprechen, eine Verschiebung ist für die nächste Zeit nicht vorauszusehen. Das sind mißliche Sachen. Man kann auch nicht immer, wie man möchte. Wissen Sie, der Verwaltungsrat . . . Na also, Kopf hoch. Sie sehen überdies prachtvoll aus, ganz rot, muß ich Ihnen sagen. Na Servus! auf Wiedersehn!“

Ohne den leisesten Wink des Direktors legte der Diener den nächsten Papierstreifen vor. Und die Unterschriften flatterten aus der Feder . . .

Weinend schlich Lauch hinaus, durch die Korridore, über eiserne Wendeltreppen und über Linoleumstreifen, rot wie Gummi, die unter den Schritten so eigentümlich klatschten. Eine seltsame Neugierde befiel ihn, sein früheres Bureau zu sehen. Er schlug den Weg dahin ein, und nun war es ihm, als komme er wie früher zur gewohnten Arbeit, an den gewohnten filzbelegten Türen vorbei, an den Fenstern mit Aussicht auf grünes Laub. Nur etwas verspätet hatte er sich heute. Die Uhr der Haustreppe zeigte schon elf. Unwillkürlich machte er schnellere Tritte. Jetzt noch das Skonto, die Devisenabteilung . . . Er öffnete die Türe. Zwei junge Beamte plauderten über dem Schreibtisch, über s e i n e m Schreibtisch. Auf dem Pult lagen seine Bücher, eines war offen, er erkannte seine Schrift. Pechgold saß da, mit dem Rücken zur Türe, s e i n Metallineal an die Wange gelegt . . . „So ungefähr würde es auch nach meinem Tode hier ausschaun, so also wird es ausschaun.“ Dieser Gedanke peitschte Lauch die Stiegen hinunter.

Den ganzen Tag hetzte es ihn durch die Straßen. Er sah nicht auf, er bemerkte seinen Hunger nicht. Plötzlich fiel ihm ein: einen andern Posten suchen . . ! Aber mit siebenundvierzig Jahren! sagte er sich.

Knapp vor acht Uhr abends auf dem Franz-Josefs-Bahnhof. Er dachte: „Gegen Mitternacht bin ich in Pilsen.“ Mit einemmal übermannte ihn das Bild dieser schwarzen rauchigen Stadt, er glaubte in einen Abgrund ohne Ende hinabzustürzen, in den Schleimmagen eines Ungetüms. Verstört schleppte er sich zum Schalter; in seinen Ohren summte es wild zu seinen Flüsterworten, die er selbst nicht hörte, zu seinen zögernden Worten: „Eine Karte nach — nach — — Kuchelbad.“ Und dann legte er unmäßig viel Geld auf das Brett, vergebens suchte ihn die Beamtin zurückzuhalten . . .

Irr stürzte er wieder auf die Straße, in den Stadtpark. Dann schlug er den Weg zur Hopfenstockgasse ein.

Es war ein schöner Maiabend. Allenthalben sah man Menschen, zufrieden im Lichte heimatlicher Besorgungen. Arbeiter in ihren von Schmutz gesteiften Hosenröhren,

rote Sonnen aus Ziegelstaub an den Knien, schritten durch die Alleen des Karlsplatzes, um die Fontäne spielten Kinder, ganz im Hintergrund hob die Kirche „Sankt Johann auf dem Felsen“ zierlich die Kuppeln ihrer übereck gestellten Türme, durchlochten Helmen ähnlich, in den klaren Himmel. Ernsthaft widersprach diesseits des Platzes der Strafhausturm, aus nackten grauschwarzen Steinen gefügt ... An ihm vorbei bog Lauch in seine Heimatgasse. Sie stieg an, im stillen, eng, behaglich. Da standen die beiden symmetrisch-genaugleichen Häuser, man suchte unwillkürlich den Spiegel zwischen ihnen; nur war das eine etwas tiefer gerutscht. Aus den Höklerläden schauten die bekannten Greise. Die beiden Billardqueues kreuzten sich immer noch auf der großen Glasscheibe des Wirtshauses, mit ihrem flatternden Bändchen und den drei Kugeln; täglich hatte Lauch diese Zeichnung mechanisch betrachtet. Er trat ein, in diesem Hause hatte er gewohnt. Immer noch erfüllte muffiger Dunst den Flurgang um den Bierausschank.

Es klingelte. Erstaunt ließ ihn Frau Wondrak eintreten.

Sein Zimmer war beinahe unverändert; das Bett, der Nachtkasten, der Tisch, alles auf dem alten Fleck. Er sah es flüchtig durch die offene Türe. Dann folgte er der Frau in die Küche.

„Ich wollte Sie nicht stören, wollte nur ...“

„Das ist aber schön, daß Sie uns die Ehre antun. Nur entschuldigen Sie halt, das Nachtmahl für Herrn Müttich ...“ Aus allen Schüsseln auf der glühenden Ofenplatte spritzte es, ein knusperiger Geruch erfüllte den Raum, weißer Dampf zog aus den blauen Emailblechtöpfen. Verloren starrte Lauch in eine kleine Schale vor ihm, in der eine gelbliche Flüssigkeit um braune Zwiebelstückchen Blasen trieb. Ein wütender Hunger verdrängte plötzlich alle andern Gefühle in ihm ...

Dann saß er mit Frau Wondrak in dem kleinen Salon.

„Sie sehen aber blaß aus, was fehlt Ihnen, Herr Lauch.“

Er erzählte. Unendlich lange Geschichten erfand er, Zwistigkeiten mit seinem Vorgesetzten, sogar Angriffe in der Presse. Von dem Wunsche erfüllt, nur möglichst lange in dieser lieben Umgebung zu sitzen, dehnte er seine Berichte aus, gab Details, suchte alles durch handgreifliche Beweise zu befestigen. „Und die Ursache von all dem“, sagte er, „das würden Sie gar nicht glauben, liebe Frau Wondrak, die Ursache von all dem ist diese kleinwinzige Eisenbahnkarte, weiter nichts,“ und er legte mit einem gewissen Stolz, da ihm jetzt die Wahrhaftigkeit seiner Reden erhärtet schien, die vorhin gekaufte Karte nach Kuchelbad auf den Tisch.

„Nein, was man alles erleben kann,“ seufzte Frau Wondrak, „jetzt essen Sie aber eine Kleinigkeit mit uns, nicht wahr?“

Er sträubte sich energisch.

Fritz kam zum Nachtmahl heim, zuerst erkannte er den Besuch gar nicht. Endlich fiel es ihm ein. „Ah, der Herr Lauch,“ meinte er kühl, nach Art der Kinder. „Was haben Sie mir aus Pilsen mitgebracht?“

Im Nebenzimmer war gedeckt, alles wie ehemals.

„Das ist für Sie.“ Frau Wondrak wies auf seinen früheren Platz. Nun nahm er eine Kleinigkeit zu sich, trank etwas Bier, sofort schwindelte es ihm wirr durch den Kopf, so daß er den Faden seiner Erzählungen verlor. Mit quellenden Blicken sah er sich um: „Es waren doch schöne Stunden. Ich glaub immer, ein Stück von mir ist in diesem Zimmer geblieben.“

„Wie wohnen Sie denn in Pilsen? Sind Sie mit der Kost zufrieden?“

„Es könnte besser sein.“

Sie rückte näher, gab Ratschläge, und mit gedämpfter Stimme verriet sie ihm die Geheimnisse anderer Kostfrauen, die zweierlei Butter und zweierlei Fleisch einkaufen. Er solle doch der seinen etwas mehr auf die Finger sehen.

„Und was haben S i e für Erfahrungen gemacht,“ lange genug war ihm die Frage auf der Zunge gelegen. „Ist das Zimmer schon vermietet?“

„O sehr gut, jetzt hat's ein Schauspieler, ein reicher Kampel, nicht so Pack wie die meisten. Dagobert Müttich heißt er. So einen anständigen, ruhigen Mieter finde ich nicht bald wieder. Ich hab halt Glück, das muß ich sagen.“

Vor Lauchs Augen stieg etwas wie ein gepanzerter Ritter auf, der ihm den Weg vertrat. Dagobert! . . .

Er wußte nichts mehr zu sagen, sie räumte den Tisch ab . . .

Müde sah er umher, streifte mit wehmütigen Blicken die Lampe, den gestickten Ofenschirm, die Silbertasse, die schief zwischen den Säulchen eines Trumeaus lehnte. Jetzt sollte er also aufstehen, weggehen. Und wohin? Vielleicht hatte er den letzten Zug verpaßt. Deutlich sah er sich hundert Mißgeschicken, Wirrsalen gegenüber, die über ihn herfallen würden, wie er den Fuß auf die Gasse setzte. Und hier war es ihm so sanft, so gesichert . . . Seine Blicke liefen auf einen Band „Zur Guten Stunde“, er nahm ihn und blätterte, wie einst, indem er die vertrauten Bilder ansah. Er begann, einen Rösselsprung aufzulösen, gab es auf, beschäftigte sich erfolgreicher mit mehreren Rebussen. Alle Sorgen traten zurück, die gelblichen Blätter rauschten so träumerisch beim Umwenden . . . So verging eine Viertelstunde.

„Wann fahren Sie eigentlich heim?“ fragte Frau Wondrak.

Das traf ihn wie ein Messer. Leise begann er, er habe eben kein Heim, er sei so gut wie obdachlos, alle Menschen kehrten ihm den Rücken, nirgends finde er wohlmeinende Freunde. Er wurde lauter und klagte die ganze Welt an, die grausame rücksichtslose Welt, die sich um ihn nicht kümmern wolle, er nannte sich einen Ausgestoßenen, schmähte den Direktor, Pechgold, der ihm sein Lineal gestohlen habe, die Bank, die Eisenbahnen. Warum es nicht eine einzige riesige Stadt auf der Erde gebe, fragte er, wie man dazu komme, in elende Kleinstädte aus dem Zentrum versprengt zu werden, in Kleinstädte, die zu gar nichts nützlich seien. Und er wolle nicht mehr hier weg, um keinen Preis. „Sie könnten vielleicht morgen zum Direktor gehn,“ flehte er, „bitte schön, liebe Frau

Wondrak, nicht wahr, Sie schlagen mir's nicht ab. Sie gehn also morgen zum Direktor und sagen ihm, daß Sie mich auf keinen Fall von hier weglassen, daß Sie mich brauchen, daß ich Ihnen unentbehrlich bin. Nicht wahr, das tun Sie, das tun Sie mir zulieb . . ."

„Aber mir scheint gar . . ." die Frau schnupperte an sein Gesicht, „Sie riechen ja nach Bier, pfui, wie können Sie . . ."

Eine Türe schlug laut zu nebenan.

Fritzl packte seine Hefte und wollte davon, er hatte die ganze Zeit über geschrieben.

Lauch trat ihm in den Weg: „Wohin? Helfen Sie mir doch."

„Ich muß mir die Aufgaben nachschaun lassen. Nein, lassen Sie mich! Onkel Müttich ist jetzt gekommen . . ."

„O n k e l Müttich!" Lauch taumelte hinaus. Sein Blut wallte empor, zischte ihm in die Ohren. Die Treppen hinab wankte er, es war ihm, als verfolge ihn ein mächtiger gepanzerter Ritter, einen Silberteller in der einen Hand, ein glänzendes Lineal in der andern. Ein Diener in Livree der Bank sprang ihm in den Weg und wies mit ausgestreckter Hand, die ein Papierbündel schwenkte, der Frau Wondrak den Pilsner Domturm. Der ganze Marktplatz war in Bewegung, die Beamten der Filiale schoben die Häuser durcheinander, aus allen Fenstern bellten ihn Hunde an, eine Bahnhofskassierin bewarf ihn mit Geldstücken, die Kuchelbader Militärkapelle tutete in Rauchfänge von Dampfern, aus denen blauviolette Blitze strömten . . . Gehetzt erreichte er das Parterre. Da leuchtete ihm der Bierausschank entgegen . . . das durchsichtige kristallene Schloß, die Rettung, die Kastanienbäume im Dunst; mit heftigem Anprall schmetterte er an das Holz, alles versank in einem betäubenden wirbelnden Schwindel . . .

— —

Unter den Leuten, die am nächsten Morgen in dem Flur die Leiche umstanden, befand sich auch Pechgold, dem auf seinem Gang zum Bureau die Ansammlung aufgefallen war. „Merkwürdig!" meinte er, „merkwürdig, manche Leute möchten so gern sterben; aber gerade denen, die es gut haben, muß immer so etwas passieren."

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

S e r b i e n s p i e l t n o c h i m m e r m i t d e m F e u e r, und das kann kein europäischer Kurszettel vertragen! Besonders, da es zum Frühling geht, wo die Bandenbildungen am Balkan erfahrungsmäßig auch vom Himmel begünstigt werden. Indessen wünscht die Börse das große Wechselstubenpublikum guten Mutes zu erhalten; deshalb setzt sie selbst eine ziemlich zuversichtliche Maske. Noch dazu in Zeiten, wo die serbische Antwortdepesche tagelang in Petersburg lag, ohne von dem Chefredakteur der gegenwärtigen Situation: Minister Iswolski, die entsprechenden Änderungen zu erfahren. Morgens und abends

HANS VON MARÉES / DIE NETZTRÄGER (NEAPLER FRESKEN)

drängen sich die telegraphischen Mitteilungen über die Aussichten zum Kriege, oder zum Einlenken. Die Interessenten an dem Verlauf irgendeiner Krankheit würden persönlich krank werden, sähen sie sich derartig mit ärztlichen Bulletins abgehetzt, aber die hohe Politik hat nun einmal diese Form. Solange daher die Druckereien nicht gesperrt, die Kabeldrähte nicht zerschnitten werden, kurz solange ein Rückfall ins Mittelalter unmöglich bleibt, muß sich die Welt leider mit all jener häßlichen Zwischenaktsmusik abfinden, die unsere starken und schwachen Dramen stets begleiten. Auf solche Weise sehen wir aber vor lauter Depeschengeräusch die wirklichen Verhältnisse gar nicht, die doch einen Kampf dort unten zum allermindesten recht lokalisiert lassen dürften. Aufwärts können augenblicklich die Kurse nur sehr schwer, man dankt also Gott, sich durch stilles Geschäft wenigstens allgemeiner Rückgänge zu erwehren. Gar keine Rolle spielt dabei das etwas anziehende Geld, da wir dies ja stets im März gewohnt sind. Auch hat hiermit die Abschwächung des Verkehrs in Anlagepapieren kaum etwas zu tun, denn vorderhand sind unsere großen und kleinen Kapitalisten mehr als gesättigt. Nicht einmal unsere Bankenabschlüsse gaben Anlaß zu irgendeiner besseren Stimmung. Sie würden dies sogar inmitten des tiefsten Friedens kaum getan haben. Denn wo ist schließlich die bei ihnen allgemein erwartete Liquidität zu finden? — In Zeiten, da die Industrie nur einen dezimierten Kredit gebraucht und alle Klassen unseren ersten Instituten die Papiere förmlich aus der Hand reißen! Russische Werte bilden immer nur die einstweilen noch geheim gehaltene Liebhaberei deutscher und französischer Großspekulanten. Dies, trotzdem die Jekaterinoslaw-Donetz-Stahlwerke falliert haben und dabei $^2/_3$ des Verlustes auf das Ausland entfällt, und trotzdem die Russisch-Amerikanischen Gummifabriken ihr Kapital von 8 Millionen auf 18 Millionen Rubel erhöhen. Eine einzige Neigung freilich tritt an unseren Börsen hartnäckig wieder hervor. Sie betrifft unsere Montanaktien, und auch in Tagen, wo es sogar um die Einheit unseres Stahlverbandes unsicher aussehen soll. Der Begründung einer derartigen Zuversicht ist mit Logik schwer beizukommen, und jedenfalls sind die Herren in Rheinland-Westfalen heute noch ganz anderer Ansicht.

* * *

Der neue Präsident hat gesprochen und zwar so, daß das etwas freihändlerische Repräsentantenhaus zufrieden sein kann, aber auch — der die Hochschutzzölle liebende Senat. Alles kommt nunmehr auf die Demokraten an, nämlich auf ihre politische Fähigkeit, den ersten Tarifentwurf mit einem Gegenentwurf zu beantworten. Indessen gibt es auch eine moralische Wirkung, und die bloße Tatsache, daß Mr. Taft versucht, Stahl und Stahlbarren zollfrei zu lassen, auf Leder, Wollwaren, Fensterglas, Felle, Holzstoff, Druckpapier und sogar Holz die Einfuhrtaxen herabzusetzen, wird die unpolitische Partei der Konsumenten schon stärken. Hat man doch in der Union schon andere innere Mächte durch die öffentliche Meinung stürzen sehen, oft in einem Augenblick, wo gerade die betreffenden Interessengruppen noch als sehr stark galten. Und so wird sich auch einmal die Mehrzahl der Verbraucher gegen eine künstliche Steigerung ihrer ganzen Lebenshaltung mit Erfolg auflehnen. Das Schicksal dieses Tarifkampfes ist ungleich wichtiger, als das up and down der Amerikanischen Eisenbahnshares, für deren Kurse die Newyorker Millionäre, die sich gegenwärtig bei uns ausruhen, wieder die rosigsten Bilder ausmalen. Natürlich ganz selbstlos!

* * *

Wahrheit geht vor Schönheit! so haben wohl die Aufsichtsräte der Hamburg-Amerikalinie ihrem Generaldirektor erwidert, als sie kürzlich beschlossen, von einer Dividende abzusehen. Schon im August wurde hier an dieser Stelle der Zwiespalt zwischen Herrn Ballin und seinen einflußreichsten Aufsichtsräten offen dargelegt. Gerade als triftigsten Punkt hoben wir dabei den festen Vorsatz jener Herren hervor, sich von der Nichtverteilung einer Dividende keinesfalls wieder abbringen zu lassen. Damit hat also der bisher allmächtige Leiter unseres größten Schiffsunternehmens diejenige bedeutsame Niederlage erlitten, die seit Monaten noch immer als

zweifelhaft gelten konnte. Wer weiß, ob nicht Herr Ballin die fünf Prozent dennoch mit Erfolg herausgerechnet hätte, wäre ihm nicht höchst unvermutet die innere Politik in die Quere gekommen. Auch dieser Umstand: die starke Verminderung des Ballinschen Einflusses in seinem Gremium, seit der Einschränkung der kaiserlichen Impulsivität, wurde hier sofort im November in Erwägung gezogen. Stand doch hinter aller Ausdehnung unserer beiden Dampfergesellschaften der schrankenlose Einfluß des deutschen Staatsoberhauptes! Das hat sich aber seit der bekannten Reichstagsdebatte darüber und der glücklichen Fahrt des Fürsten Bülow nach Potsdam gründlich geändert. Der Kaiser hält sich einstweilen stark zurück, und die großen Kaufleute in Hamburg und Bremen benutzen diesen Schluß, oder diese Pause, um ihre Überseelinien vor noch weiterer ungesunder Vermehrung zu behüten. Allerhöchste Zeit dazu ist es jedenfalls; wenigstens im soliden, wirtschaftlichen Sinne, der ja zu äußerlichen „nationalen" Aktionen von jeher in einem Gegensatz steht. Wenn man demnach jenen Dividendenverzicht zugleich als einen Verzicht auf die weitere übermäßige Expansionspolitik, sowohl der Hamburg-Amerikalinie, als des Norddeutschen Lloyd ansehen dürfte, so blieben dem deutschen Aktienwesen für später schlimme Erfahrungen erspart. — Bei aller Achtung vor dem Talent jener Generaldirektoren!

* * *

Die armen Reichen! darf man heute unsere Zuckerfabrikanten nennen, die ernsthaft und laut zu klagen beginnen, trotzdem sie sich eines ganz ausgezeichneten Geschäftsjahres zu erfreuen haben. Denn sie, die Geeinten, konnten für ihre Vorräte, die sie immer klug zurückhielten, sehr gute Preise machen, während die ganz zersplittert auftretenden Raffineure eben diese Preise zu ihrem Schaden bezahlen mußten. Indessen die deutschen Zuckerfabrikanten begnügen sich nicht mit der Gegenwart, sondern schauen auch in die nächste Zukunft. Vor allem erlaubt sich da Cuba, ein Umstand, der wohl noch oft wiederkehren wird, eine glänzende Ernte zu zeitigen. In der Folge kann nun nicht allein die Union, die voriges Jahr noch viel von uns kaufen mußte, sich in den Antillen decken, sondern auch England könnte noch in der Havannah aufkaufen. Dazu tritt neuerlich wieder Rußland mit seinem Kontingent an die fremden Märkte heran. In dieser Not nun wünschen unsere Rübenbauer resp. Zuckerfabrikanten sich an dem — Inlandsbedarf schadlos zu halten, was nicht ganz leicht ist. Denn erfahrungsmäßig ist zwar bei billigen Preisen mehr abgesetzt worden, ohne uns indes auch nur entfernt auf den Zuckerverbrauch etwa von England und Amerika zu bringen. Weder nehmen unsere Armen und Bettler ihren regelmäßigen Tee, noch versüßen sie sich denselben. Bier ist das Getränk der Masse, wobei freilich die Regierungsversicherung noch höchst unklar bleibt, den Brauereien weitere 100 Millionen an Steuern entziehen zu können. In derselben Zeit glauben unsere Zuckerindustriellen ganz fest an eine Herabsetzung der eigenen Besteuerung. Auch wünscht man den Staat um andere Freundlichkeiten zur Hebung des Absatzes anzugehen. So hat die Schweiz schon lange bei ihrem Militär, das oft auf einem äußerst schwierigen Terrain zu marschieren hat, die Schokolade eingeführt. Unsere Zuckerindustrie möchte also auch in ähnlichem Sinne vom Kriegsministerium unterstützt werden. Damals, als einige Neigung für solche Bestrebungen herrschte, stellte es sich freilich heraus, daß unsere Soldaten, die morgens zum Kaffee die Wahl zwischen Milch und Zucker haben, die erstere vorziehen. Denn Zucker erhalten sie zumeist von zu Hause!

Zur Ovambo-Frage.

Von Wilhelm Föllmer.

Wie in Deutsch-Ostafrika das außerordentlich fruchtbare, viehreiche und bevölkerte Ruanda gesperrt ist, so in Südwestafrika das Ovamboland. Kein Händler, kein Ansiedler darf das Ovamboland betreten.

Bekanntlich waren es rein strategische Gründe, die die Sperrung des Ovambolandes veranlaßten. Der Aufstandsherd in Südwestafrika sollte lokalisiert werden, und es mußte mit allen Mitteln vermieden werden, den kriegerischen Stamm der Ovambo den Aufständischen als sehr willkommene

und uns äußerst gefährliche Hilfe zuzuführen. Die Regierung verpflichtete sich damals, die Sperrung des Ovambolandes nur mit Genehmigung des Reichstages aufzuheben. Der furchtbare Krieg in Südwestafrika, der zu dieser eigentümlichen Maßnahme Veranlassung gab, ist beendet, und es wäre nun an der Zeit, an eine gewisse Revision der damaligen Bestimmungen zu gehen. Die ganze Entwicklung Südwestafrikas drängt gewissermaßen dazu.

Wir haben nach der Dernburgschen Berechnung in Südwestafrika ungefähr mit 20 000 arbeitsfähigen Männern zu rechnen. Was ist das in einem Lande, das anderthalbmal so groß ist wie Deutschland! Es kommt ungefähr auf 40 qkm ein Arbeiter. Die Städte, die Minenbetriebe ziehen natürlich die Mehrzahl der Arbeitsfähigen an sich, und so seufzen die Farmer mehr als die Agrarier hier unter der Arbeiternot.

Da nun das Ovamboland nicht vom Aufstande betroffen worden ist, hat hier eine Reduzierung der Einwohner nicht stattgefunden, und wir haben hier ein Arbeiterreservoir, das für die Wirtschaftsentwicklung der Kolonie von der größten Bedeutung ist.

Nun kommt noch ein anderes hinzu.

Durch die Sperrung der Grenzen für Händler wollte man verhindern, daß den Ovambos europäische Waffen zugeführt werden könnten. Die strategische Überlegenheit des Weißen gegenüber dem Eingeborenen ist nur in der verschiedenartigen Bewaffnung begründet. Es ist natürlich für einen Weißen mit einem modernen Hinterlader ein leichtes, 40 bis 50 Eingeborene, die nur mit Keulen, Pfeilen und Bogen bewaffnet sind, in Schach zu halten. Die Erkenntnis dafür, daß die Kampfesüberlegenheit des Europäers vor allem in der Ausrüstung begründet sei, kam den Eingeborenen zuerst im Burenkriege, in welchem die Engländer die Schwarzen gegen die Buren mit europäischen Feuerwaffen ausrüsteten. Durch diese Handlung wurde das Rassenprestige der weißen Rasse in Afrika auf das ärgste untergraben. Die Eingeborenen gingen jetzt nur darauf aus, eine Feuerwaffe zu erhalten. Besaßen sie diese, so war jede Achtung, jeder Respekt, jede Furcht vor dem weißen Eindringling dahin.

Auch die deutsche Regierung hatte es anfänglich ruhig geduldet, daß durch die Händler den Hereros und Hottentotten Feuerwaffen in die Hand gespielt wurden. Die Unterlassungssünde hat sich außerordentlich bitter gerächt, und sie sollte im Ovambolande nicht wiederholt werden.

Aber die deutsche Regierung hat nur Einfluß auf die deutsche Grenze. Die Grenze nach Portugiesisch-Westafrika kann sie nicht bewachen. Und was sie auf deutscher Seite absperrte, kam reichlich, allzureichlich von der portugiesischen.

Gerade weil deutsche Kaufleute nicht ins Ovamboland kommen durften, betrachteten die portugiesischen es für ein außerordentlich günstiges Ausbeutungsobjekt, bei dem sie keine Konkurrenz zu befürchten hatten.

Portugiesische Unternehmer kamen in zahlreichen Scharen ins Ovamboland, führten Schnaps und Feuerwaffen in Unmengen ein, erstanden dafür nicht bloß die Produkte des Landes, sondern auch Grundbesitz in großem Maße und betrogen dabei die Ovambos in jeder erdenklichen Weise.

Die Sperrung der Ovambogrenze deutscherseits hat also eigentlich das Gegenteil von dem erzeugt, was damit beabsichtigt war. Die Ovambos sind gut mit Hinterladern bewaffnet, ja sogar — o Ironie des Schicksals — meist mit guten deutschen Gewehren, die portugiesische Händler bei deutschen Waffenlieferanten erstanden haben. Bedeutende Strecken des Landes sind in das Eigentum portugiesischer Händler übergegangen. Die Eingeborenen sind in großen Mengen dem Alkohol ergeben und vollständig verarmt.

Es ist wohl anzunehmen, daß die deutsche Regierung über die Vorgänge unterrichtet war und daß sie auch in Portugal wegen des Vorgehens portugiesischer Unternehmer vorstellig geworden ist. Die Regierung in Lissabon scheint aber die Sache nicht sehr tragisch genommen zu haben. Jedenfalls ist alles beim alten geblieben.

Zum Überfluß brach im vorigen Jahre eine große Hungersnot aus, die für den Stamm der Ovambos das Schlimmste befürchten ließ. In ihrer Not traten die Hauptleute dieses wilden Stammes an das Gouvernement von Deutsch-Südwestafrika mit der Bitte heran, ihnen in der Hungersnot zu

helfen und sie gegen die Übergriffe der portugiesischen Händler zu schützen. Sofort wurde eine Expedition unter Hauptmann Franke nach dem Ovambolande ausgerüstet und dieser volkstümliche Truppenführer kam hier als Friedensengel, der überall aus reichen Vorräten den halbverhungerten Leuten mit freigebiger Hand Reis, Korn und andere Nahrungsmittel bot. Er wurde als Held gepriesen, wie ein Erlöser verehrt. Die günstige Situation wurde ausgenutzt, und es kam zwischen Hauptmann Franke und den Ovambohäuptlingen zu jenen Schutzverträgen, die ja in der Tagespresse genügend erörtert worden sind.

Diese Verträge wären völlig wertlos, wenn sich nun die deutsche Regierung wieder tatenlos aus dem Ovambolande zurückziehen und es weiter der Unternehmungslust skrupelloser Portugiesen überlassen würde. Der nächste Schritt für die wirtschaftliche und politische Erwerbung des Ovambolandes müßte die Errichtung einer Residentur sein. Im Reichstag wurde ja bereits in der Kommission und im Plenum darüber verhandelt, und es ist wohl anzunehmen, daß man sich der Notwendigkeit einer Residentur nicht verschließen wird.

Im Anschluß daran könnte sehr wohl eine Expedition die Trace einer Verlängerung der Otavibahn feststellen. Allmählich würde dann aber die Zeit kommen, um die Grenze für den deutschen Kaufmann zu öffnen. Die Expedition des Hauptmanns Franke hat die Ovambos in so hohem Maße mit der Schutzherrschaft der Deutschen ausgesöhnt, daß vorläufig keine kriegerischne Ereignisse zu befürchten sind. So wäre auch mit der Errichtung der Residentur keine militärische Besetzung vonnöten. Zwar wird sie in der Deutschen Kolonialzeitung von Dr. Hartmann mit allem Nachdruck gefordert. Trotzdem muß ihm energisch widersprochen werden.

Vorläufig hat der Ovambostamm neuerdings noch keine Veranlassung zu einer militärischen Besetzung gegeben, und sollte Gefahr im Verzuge sein, so würden bei der jetzigen Besetzung in Südwestafrika sehr bald etliche Kompagnien zusammengezogen sein, die wohl in der Lage wären, den ersten Anprall eines Aufstandes aufzuhalten. Nebenbei bemerkt wäre bei seiner offenen Kampfesart der Ovambo ein viel leichter zu bezwingender Gegner als der Hottentott, der kaum entdeckt, schwere Wunden schlägt und plötzlich verschwindet. Der Krieg gegen die Hottentotten ist ein Kampf gegen Geister, der Krieg gegen Ovambos wäre ein Kampf gegen Menschen, der bei geschickter Politik sich wohl sehr gut vermeiden ließe.

Wieviel kostet die Annexion Bosniens und der Herzegowina?

Von Nemo.

In Minimalziffern läßt sich's doch ungefähr feststellen, und Goethes Worte an Eckermann: „Man sagt, daß die Zahlen die Welt regieren; ich weiß nur, daß die Zahlen uns beweisen, ob wir gut oder schlecht regiert werden," haben vielleicht auch hier Bedeutung. Eine ganz kleine Zifferngruppierung:

Okkupation 1878	62	Millionen Kronen
Abfindung der Türkei	55	„ „
Militärische Maßnahmen	220	„ „
	337	Millionen Kronen

Die Okkupationskosten sind nach den seinerzeit vorgelegten offiziellen Abrechnungen eingestellt; die vieljährigen Defizite im Haushalt der okkupierten Provinzen, die von der Monarchie aufgebracht wurden, mögen außer Betracht bleiben, ebenso die bosnischen Anlehen in der Note von 124 Millionen Kronen, die schließlich von den annektierten Provinzen selbst verzinst und getilgt werden müssen. Auch die militärischen Maßnahmen sind mit 220 Millionen gewiß nur im Mindestmaß geschätzt; sie sind geschätzt mit jenem Betrag an Schatzscheinen, welcher eben jetzt auf den Markt geworfen und der mit Ausnutzung bestehender anderweitiger Bewilligungen nunmehr eingestandenermaßen größtenteils zu militärischen Zwecken verwendet wird. (Halb-Konstitutionalismus!) Zwei Jahre sind es her, seit ein österreichischer Finanzminister mit den großen Kassenbeständen prunken konnte, welche die Deckung von weit über den laufenden Bedarf hinausgehenden

Auslagen gestatteten. Heute sind die Kassenbestände erschöpft und das Donaureich muß tief in die Taschen seiner Kreditgeber greifen, um die leidige „Wacht an der Drina" mit Anstand aufrecht zu erhalten. Dabei ging's bisher wenigstens und geht wohl hoffentlich auch fürderhin ohne Schwertstreich ab, was auch vom Standpunkte der Finanzen höchst wünschenswert erscheint. Im Vergleich zum Krimkrieg allerdings sind die okkupierten Provinzen billig. Damals ist es den österreichischen Staatsmännern gelungen — gleichfalls ohne Schwertstreich, wobei sie sich durch ihre unaufrichtige Wechselpolitik alle europäischen Staaten zu Feinden machten — 1200 Millionen Kronen in nutzlosen Mobilisierungen aufgehen zu lassen.

Brentano und Sophie Mereau.

Von Bernhard Ihringer.

Eine Unmenge verzeichneter Züge, die einer traditionell - versteiften Literaturgeschichtsschreibung zu Lasten liegen, bringt es mit sich, daß wir heute von Brentano wie von einem Fremdling reden müssen, den die glückliche Hand eines Zünftigen in alten Büchern vergraben fand und nun, vom Staube gereinigt, allen Augen darbietet. Im Grunde haben wir keine neue Entdeckung, aber ein neues Gesicht: die monotonen grauen Linien von einst haben sich aufgelöst, verschlungen, vervielfältigt zu einem Antlitz voller Reize, voller Rätsel, das aus der bunten Harmonie der Romantik selbstmächtig herausstarrt, lockend, fragend, abstoßend, düster, lachend; so zwiespältig verwirrt, so leidenschaftlich, gewaltsam ruhig und ironisch, daß ein einziger Blick da machtlos abgleitet. Und wenn wir selbst weiter forschen, Zug für Zug, Falte für Falte durchsuchen, so kommen wir doch nicht an den Träger dieser Maske heran. Als große Anekdotensammler stehen wir vor dem großen und reichen Geist; es ist nur ein Geständnis unserer Schwäche, wenn wir Sophie Mereaus Worte nachsprachen: „Clemens, du bist ein Dämon! Du bist wunderlich, du bist ein Geist, kein Mensch."

Hebbel meinte einmal, des alten Görres Gesicht sei ein Schlachtfeld erschlagener Gedanken; Brentano war selbst ein sprühender, ewig sich selbst umwälzender Gedanke, dessen Feuergarben sich am vollkommensten in leicht hingeworfenen Liedern, Sprüchen, Briefen verkörperten. Und wenn er damit den Athenäumsgenossen nahetrat, so schied er sich von ihnen wieder durch den rauschenden Tumult, in dem bei ihm alles um- und durcheinandertanzte. Friedrich Schlegel war Forscher, Dogmatiker, Grübler; Brentano lief als feuriger Liebhaber dem Weltwissen entgegen, um es bald zu umarmen, bald eifersüchtig von sich zu stoßen, immer aber voll heiligen Eifers, ohne ein Eckelchen des Kompromisses. Die Jünglingspoesie des „Godwi", die steinalte Frömmigkeit am Bett der Dülmener Nonne sind Taten dieses in Liebe und Haß vollkommenen Liebhabers.

Von der verschwommenen Liebe zum Leben des literarischen Weltkindes bis heran an die Liebe einer schönen, unter Schillers Direktion emporgekommenen Jenaer Dichterin und Professorsfrau reicht eine Kette von persönlichen und literarischen Freundschaften, an deren Anfang und Ende zwei Frauen stehen: jenseits des Rubicon die gute alte Sophie la Roche, Verüberin zahlreicher Romane und Freundin Wielands, diesseits Karoline Schlegel, das romantische Weib in reinster Ausprägung. Mit beiden Polen vertrug sich Brentano gleich schlecht, mit der ersten nicht bloß deshalb, weil sie seine Großmutter war. In der Mitte stand Sophie Mereau, eine junge „unglückliche Frau", dem Lager Schillers wie dem der Romantiker durch persönliche Freundschaft verbunden; mit demjenigen Maß literarischer Interessen, das ein Brentano gerade noch ertragen konnte. Sie war siebenundzwanzig Jahre alt, somit dem Ideale jugendlicher Weiblichkeit nicht fremd, wie es sich die Phantasie eines jungen Dichters malt. Sie fühlte sich gefesselt an einen Banausen von Gatten; welche Perspektive für die Ritterlichkeit eines jungen Verehrers! So wurde die anfängliche Studentenliebe in dem Feuerkopf zur Leidenschaft. Bettinens kaltes Schweigen, der Horror der katholischen Familie vor der geschiedenen Frau schürten nur die Glut.

Das bürgerliche Leben aber trottete seine Ge-

leise weiter und die Erwählte war Weltdame genug, um sie nicht zu kreuzen. Dem Erwähler aber war dieser Gleichgang unerträglich; er liebte nicht das behagliche, langsam genährte Herdfeuer, sondern den spritzenden, vielfarbigen Sprühregen und wartete auf ein Ungeheures, Unerhörtes, das aus seiner Leidenschaft hervorbrechen sollte. Es kam nicht. Die bürgerliche Welt buchte einfach schmunzelnd ein neues Liebesverhältnis. Das machte ihn rasen. Nie sind wohl leidenschaftlichere Liebesbriefe geschrieben worden, als von dem ruhelos zwischen Zweifel und Glauben hin- und hergeworfenen Studenten an die nüchterne Frau. Er glaubte sich verraten, betrogen, hintergangen, wenn sie ihm Worte der Liebe ruhig, heiter, überlegen zuwarf, und überschüttete sie dann mit einer Flut von Worten, die, hastig hingeworfen, ohne Verbindung und Satzzeichen, auch nur in e i n e r Minute und in keiner zweiten mehr empfunden und erlitten waren. Man muß diese Sturzbäche plastisch sehen; sie rauschen heute noch mit einem Getöse, halb Donnern, halb Zischen zu Tal, das einen staunen läßt vor der Wortkraft des Einundzwanzigjährigen.

„Wenn ich denke, daß wir füreinander und miteinander leben können, da ist das andere Leben all vorbei, und wir müßten es wahrlich im geheimen tun, sonst wäre es nicht recht, denn die andern alle würden sonst sehen, wie sie von Gott mißhandelt sind und wie alle ihre Freuden nur Elend sind. Es ist gut, Sophie, daß Du nicht so geworden bist, was Du werden konntest, wäre Deine Geschichte so wie Du gewesen, sonst hätte ich Dich doch nicht verdient — ach und doch kann ich so weinen, daß Du so elend bist, Dein Lächeln sieht aus wie die weiße Rose im Totenkranz und Deine Tränen wie die im wütenden Hochzeitstanze herabfallende, zertretene Perle des Brautkranzes.“ Solche Ergüsse halb wahren, halb eingebildeten Schmerzes, gefüllt mit witzigen Pointen und Wortspielen, Schmeicheleien und wütenden Vorwürfen, machen Brentanos Briefwechsel mit Sophie Mereau aus. Ein breiter Feuerstrom umschließt den Thron der romantischen Liebe; Pfeile fliegen heraus und herein, ein Meer von Gedanken flutet darüber hinweg —, die beiden Menschen aber, die in den bunten Wirren festen Fuß halten wollen, sehen sich nicht nackt und ledig, sondern in der Spiegelung des künstlichen Farbstroms, der sie beide täuscht und dennoch zusammentreibt. Ein Trauerspiel ohne Tote steht in diesen Blättern: Die Liebe glänzt und leuchtet, aber sie lebt nicht.

Das waren die Jahre in Heidelberg, wo Sophie Mereau und Clemens Brentano — die Schriftstellerin und der Dichter — sich oft gegenüberstanden und kalt und ruhig über den dunklen Zwiespalt redeten, der sich zwischen ihnen auftat, sobald sie die nüchterne Lebensgemeinschaft zu übersteigen versuchten. Achim von Arnim betrachtete diese beiden als zwei Orgelspieler, „die beide recht spiellustig sind, doch fällt es erst dem einen ein zu spielen, wenn schon der andere angesetzt, da zieht er ihm die Pfeifen aus und will sie stimmen. Da tadeln die wohl einander, daß jenem nun die Töne fehlen, die er ihm selber ausgezogen, und jener diesen, daß er so ungezogen dazwischen pfeift und stimmt.“ Dieses Übermaß an „musikalischem Talent“ spiegelte vor beider Augen eine Fata Morgana in die Luft, die mit dem Winde kam und mit dem Winde verschwand, ohne Rücksicht auf die sehnsüchtigen Arme, die sich ihr entgegenstreckten.

Sollen wir's gelten lassen, daß ein Genie die Ehe stets genial und deshalb unglücklich treiben muß? Das goldene Gitter, durch das der graue Alltag sich vor dem reichen Geiste abgrenzt, war jedenfalls für Brentano der Umkreis einer eigenen Welt, in der nur e r leben und froh sein konnte. Da draußen gingen auch Menschen, die er liebte und bewunderte; aber er konnte sie nur sehen und greifen, wenn sie seinem Standpunkt nahe kamen, bei ihm blieben und sich unterwarfen. Er war sein Leben lang ein in eigenen Netzen gefangener Tyrann, den seine Befreiungsversuche mehr und mehr aufrieben. Der katholische Eichendorff hat sein wahres Bild, zugleich die Tragik seines ganzen Lebens erkannt, wenn er sagt: „Eben darin liegt die eigentümliche Bedeutung Brentanos, daß er das Dämonische in ihm nicht etwa, wie so viele andere, beschönigend als geniale Tugend nahm oder künstlerisch zu vergeistigen suchte, sondern beständig wie ein heidnisches Fatum gehaßt hat, das ihn wahrhaft unglücklich machte.“ Wir werden heute den richtigen Grundton dieser Worte dahin umgestalten, daß wir nicht in dem sogenann-

ten „Dämonischen“ den Fluch dieses Lebens sehen, wohl aber in dem Vernichtungskampfe, der niemals einsah, daß er nur sein eigenes Selbst zerstörte.

Sophie Mereau sagte einmal ihrer Freundin Charlotte von Ahlefeld, das Leben mit Clemens bringe Himmel und Hölle mit sich, meist aber das letztere. Im Briefwechsel der beiden haben wir jetzt die Zeugen für beides. Glühende Liebe und höhnende Kälte stehen so nahe beisammen, daß sie oft ihre Standpunkte verwechseln und der unermüdliche Liebhaber einen Satz vollendet, der mit kühler Ironie begonnen wurde. Nur der Tod konnte den ewigen Mißklang zerschneiden, und tat's.

Im November 1806 starb Sophie Mereau bei der Geburt eines Kindes. „Da hörte ich Sophie schwer, schwer atmen: sie sagte: ‚Lebt mein Kind?‘ und starb, und die Erde starb, alles starb! und ich schrie: ‚Arnim! Arnim!‘ und rang die Hände nach Deinem Bild. Und Schwarz und Zimmer und Fries trugen mich zu Görres auf das Schiff, und Görres drückte mich fest, fest ans Herz, und ich schrie immer: ‚Sophie, das Herz ist zerbrochen!‘ — Den andern Tag brachte mich Görres bis Darmstadt.“

Der Größe des Anfangs entsprach das Ende. Die Schatten sanken zurück, und vor Brentanos Augen verklärte sich das Bild der Toten und begleitete ihn bis in seine letzten Lebensjahre. „Wenn ich sonst so traurig war,“ schrieb er 1809 an Arnim, „über den Irrtum und die naseweise Weisheit, die alle Herzen bricht, so konnte ich die festen Füße Sophies umarmen, die so rüstig über die gebärende und begrabende Erde hinwandelten. Mit einem Lächeln, mit einem Ernst siegelte sie meine trauerschwankenden Gedanken. Ich sah sie, sie war bei mir, ich hatte sie in den Händen. Mein Leben war wahr, denn ich hatte es wohl gefühlt, daß ich nicht ohne sie leben konnte, und ich konnte den Schmerz ertragen, viele Sonnen untergehen zu sehen. Denn sie mußte mir alles sein: ich hatte sie erlebt und erliebet.“

(Anläßlich der erstmaligen Veröffentlichung der Briefe Sophie Mereaus und Clemens Brentanos durch Heinz Amelung im Inselverlag.)

P. A.

Von Fritz Eckert.

Ein paar Stunden Peter Altenberg-Lektüre. Gibt es noch immer verdrossene Leser, die seine Bücher ärgerlich zuklappen? Die von der Gedankenstrichliteratur, von affektierter Lyrik, aufgelöst in bequeme Prosa, von der Kaffeehausgröße P. A. faseln? Leidet man noch immer an dem Vorurteile, daß ein Schwächling einen unerhörten Kultus mit der Frau treibt?

Es ist nicht notwendig, ihn zu verteidigen. Sein Wesen, seine romantische Seele, sind uns so selbstverständlich geworden, daß man jede andere Form seiner geistigen Wirksamkeit als unwahr, als Untreue gegen sich selbst empfinden würde. Dabei hat man das Gefühl: Dieser Peter Altenberg, der so seltsam spricht, ist der klügste, der raffinierteste, der gütigste Lebensbeobachter. Hört nur, wie er die Männer warnt, ihre Frauen allzulange nach dem „Flügerl“ ausspähen zu lassen, wie milde er Sünden entschuldigt, mit welcher Herzenskraft er das Menschliche am Verbrecher herausarbeitet. Alle, die in der Öffentlichkeit stehen und Gerichtstag über ihre Nächsten halten, sollten seine Studien über „Kindermißhandlungen“ lesen: Staatsanwälte, Richter und Gerichtssaalreporter. Namentlich letztere müßten von ihm lernen, wie sich das Schreckhafte, das Abstoßende durch die Form veredeln läßt. Dann finde ich, daß jede Kulturgeschichte Wiens ein Bruchstück bleibt, wenn sie darauf verzichtet, ein paar farbige Bilder den Skizzenbüchern Altenbergs zu entlehnen. Ganze Straßenzüge werden lebendig, wenn er aus einem Grabenkiosk dem Wiener Leben nachschaut.

Er hat keine Quadersteine für den Dom der Menschheit geliefert, aber mit farbigen Mosaiken schmückte er die Innenräume. Es sind glitzernde, aus Staub und Schutt aufgelesene Steinchen, die wertloser Zierat wären, wenn sie nicht ein harmonischer Geist zu kleinen Bildern gefügt hätte. Und alles Flüchtige, das in uns blitzt und flimmert, hat er im Gleichnis festgehalten, uns Ahnungen gegeben, daß darin Urzellen der großen Tragödien des Lebens verborgen sind. Zugleich

sentimental und ironisch, weiterfahren und naiv entgeht er der Gefahr, an der Gewöhnlichkeit seiner Stoffe zu scheitern. Hinter seinen Tränen ist ein Lächeln des Verstehens verborgen, und durch sein Spotten zieht ein leises Weinen. Seine Sprachkultur ist das Ergebnis unermüdlichen Künstlertums. Sie ist aus den Bedürfnissen und Eigenarten eines Geistes hervorgewachsen, der selbst in lyrischen Stimmungen nach einer philosophischen Formel fahndet. Nicht durch seine skizzenhafte Form, sondern durch die Eindringlichkeit und die Pracht seiner Werke ist er der überzeugende Miniaturenkünstler unserer Tage geworden.

Ohne es mit mit jenen zu halten, die seine gelegentlichen Narreteien vergöttern, und, ihm nachäffend, die Genrebilder der Wirklichkeit verzärteln, darf man Peter Altenberg als einen Verfeinerer alles dessen begrüßen, was zwischen Banalem und Erhabenem in der Mitte liegt. Er selber faßt seine literarische Mission nicht unbescheiden auf und legt sie in dem Worte nieder: „Das Privilegium des Dichterherzens höre auf durch den Fortschritt der Kultur des allgemeinen Menschenherzens." Und das ist ihm wahrhaftig gelungen: im Mittelreiche des Geistes goldene Lichtspuren zu ziehen.

Es war wenig freundlich, anläßlich seines fünfzigsten Geburtstages den Dichter an seinen Kahlschädel zu erinnern und ihn zu höhnen, weil er als tagesscheuer Schläfer allnächtlichen Gewohnheitsfreuden erliegt. Seine erleuchteten Stunden sind darum nicht wegzulöschen. Und ich habe mir am Festtage seine „Märchen des Lebens"*) aufgeschlagen.

*) Verlag S. Fischer, Berlin.

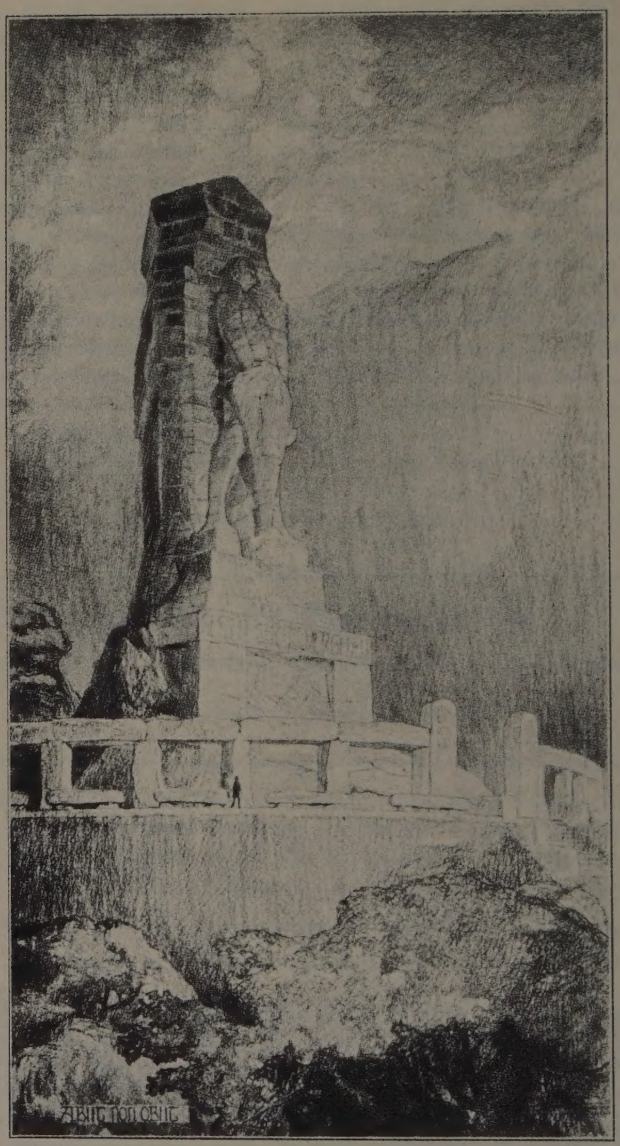
Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.



BRUNO SCHMITZ / ENTWURF EINES BISMARCKDENKMALS FÜR HAMBURG